



Heft für die Jahre 1954/55/56

Memminger Geschichts=Blätter

Zwanglos erscheinende Mitteilungen der Heimatpflege
Memmingen • Verlag der Heimatpflege Memmingen

Heimatsdienst — Heimatpflege

In seiner Mitgliederversammlung am 9. Oktober 1956 hat der Heimatsdienst seinen Namen geändert in „Heimatpflege Memmingen e. V.“ Der Grund lag in der Tatsache, daß die immer mehr in Erscheinung tretende „Bundeszentrale für Heimatsdienst“ in Bonn das ältere Anrecht auf diese Bezeichnung hat, weshalb unser heimatpflegender Verein sich umtaufte und in dem neuen Vereinsnamen genau so wie bisher die Tätigkeit ausgedrückt hat. Und der bisherige Verband Heimatsdienst Allgäu, dem wir angehören, hat sich ja seit dem Frühjahr auch schon umgetauft in „Heimatbund Allgäu“. Ziel und Arbeit bleiben gleich, so bedauerlich auch Namensumnennungen sind. Aber deren hat die „Heimatpflege Memmingen“ ja schon mehrere hinter sich. Sie wurde gegründet am 27. Dezember 1881 (auf dem Lebbühl bei Niederrieden) als „Anthropologischer Verein“, änderte 1885 den Namen in „Memminger Altertumsverein“, 1935 in „Verein für Heimatpflege Memmingen“ und schließlich 1938 in „Heimatsdienst Memmingen“. Möge die Arbeit der „Heimatpflege“, zu der unter vielen anderen ja auch die Zusammenstellung des „Spiegelschwab“ und der „Memminger Geschichtsblätter“ gehört, weiterhin erfolgreich sein!

WALTER BRAUN

INHALT

Dr. Robert Stepp, Die Herrschaft Woringen im Mittelalter (II. Die Pfarrei und ihre Kirchen).

Prof. Dr. Askan Westermann † (Heidelberg), Nachrichten über mittelalterliche Memminger Geschlechter (Vogelmann, Vogt, Frei, von Freyburg, Fröschelmoser).

Dr. Dirk Steinhilber (München), Der Münzfund von Niederrieden.

Oberlehrer Hermann Epplen (Maria Steinbach), Der Baumeister der Wallfahrtskirche zu Maria Steinbach. Anhang: Abtreihe des Klosters Rot a. d. Rot.

Walter Braun, Cassiliacum, Funde aus der Römerzeit im Stadt- und Landkreis Memmingen (Fortsetzung).

Aus Arbeiten zur Geschichte von Stadt und Landschaft:
Dr. habil. Gertrud Otto, Zur Memminger Kunstgeschichte;
Lore von Ammon, Die Meisterschule in Memmingen...

Drei Karten im Text und fünf Abbildungen auf einem Kunstdruckblatt.

Die Herrschaft Woringen im Mittelalter

II. Die Pfarrei und ihre Kirchen

Von Robert Stepp

Die im ersten Teil (1) erwähnte Königsurkunde vom 26. 12. 948 (2) steht am Anfang auch dieser Abhandlung. Denn sie ist gleichermaßen für die Beurteilung der politischen Geschichte, wie der kirchlichen, sozialen und wirtschaftlichen Entwicklung der Gemeinde Woringen wichtig. Sie sei daher auszugsweise im Wortlaut wiedergegeben:

„... Presbiter Paldmunt ... rogavit“ (regem), „ut possessionem totius acquisitionis suae, quam a liberis hominibus in aelemosinam accepit simul et pecunia comparavit in duabus villis Worringa et Puirra nominatis, quam ad campidonense monasterium traditam habet: id est hobas VI cum omnibus ad eas iure pertinentibus, ecclesia, mancipiis, utriusque sexus, aedificiis, agris, pratis, pascuis, aquis, molendinis, auctoritatis nostrae“ (i. e. regis) „praecepto firmaremus.“ (Der „... Priester Paldmunt ... hat“ (den König) „gebeten, wir möchten den Besitz seiner Erwerbung, welche er teils von freien Leuten zum Geschenk erhalten, teils mit Geld erkaufte hat in den zwei Dörfern mit Namen Worringa (Woringen) und Puirra (Illerbeuren), und welche er dem Kloster zu Kempten übergeben hat, nämlich 6 Hufen mit allem, was von Rechts wegen dazu gehört: mit der

Kirche, den eigenen Leuten beiderlei Geschlechts, Gebäuden, Äckern, Wiesen, Weiden, Gewässern, Mühlen, durch einen Erlaß Unseres Willens bestätigen ...“).

Die genannten Orte stehen demnach in sehr engen Beziehungen zueinander. Der presbiter Paldmunt besitzt dort beträchtlichen Grundbesitz, den er dem Kloster in Kempten geschenkt hat, wofür er durch ein förmliches Gesuch an den König Otto I. amtliche Bestätigung erbittet. Er hat diesen Grundbesitz durch Schenkung (aelemosina) oder Kauf erworben, nicht etwa aus Familienbesitz geerbt. Ein Geistlicher wird wohl nur in seiner Pfarrei so bedeutende Schenkungen empfangen. Diese umfaßte also Woringen und Illerbeuren zugleich. Zu den 6 Hufen gehören außer den Wirtschaftsgebäuden (aedificia) und Grundstücken mindestens zwei Mühlen (molendina) und eine Kirche als Ehaften, eine Eigenkirche nach damaliger Auffassung, denn ihr Besitz haftet an einer Hube („... was von Rechts wegen dazu gehört ...“). (3). Wo sich die Kirche befindet, wird nicht gesagt, sondern als bekannt vorausgesetzt. Doch können wir mit ziemlicher Sicherheit nicht nur die Wortwahl, sondern auch die Wortstellung einer Königsurkunde für wohlüberlegt halten:

die Reihenfolge Woringa an erster und Puirra an zweiter Stelle weist beiden Orten ihre Rangordnung zu. Woringen ist der Sitz der Pfarrei und (Iller)beuren die Filiale, wie ja auch Woringen als die Urgemeinde (-ingen-Ort!) und Beuren als ein Ausbau der Urmark anzusehen ist. Tatsächlich erscheint das Stift Kempten bis 1803 im Besitz der alten Kirche und des Widembauernhofes in Woringen, sowie von fünf weiteren Höfen dort und in Illerbeuren, woraus sich doch der Beweis ergeben dürfte, daß es sich bei obiger Schenkung um die Kirche in Woringen handelte, und daß die Ablösung der Pfarrei und vielleicht auch der Gemeinde Illerbeuren von Woringen erst nach 948 stattgefunden haben kann. Ist dies schon ein sehr wichtiger terminus a quo in der Entwicklungsgeschichte der Pfarreien Woringen und Illerbeuren, so beweist die Urkunde weiter, daß im Jahre 948 ein voll entwickelter Pfarrverband bestand. Sie hält den bedeutungsvollen Augenblick fest, in dem die Woringer Kirche aus dem privatrechtlichen Bereich in den kirchenrechtlichen, m. a. W. eine Eigenkirche in den Besitz des Kirchengutes übergeht.

Eigenkirchen sind eine für die Rechtsverhältnisse des deutschen Hochmittelalters besonders bezeichnende Form. Nicht nur Grund und Boden, sondern das Kirchengebäude selbst ist Eigentum des Grundherrn. Im Laufe der Zeit werden dann der Grund, das Gebäude und die „Einkünfte aus nutzbaren Rechten wie Zehnten, Gebühren und Opfergaben“ zu einer „unauflösliehen Vermögenseinheit“, deren einzelne Teile ihrer Bestimmung nicht entfremdet werden durften, unter dem Begriff des „Heiligen“ zusammengefaßt, insofern als der „Kirchenheilige“ als die den Grundherrn für das Kirchengut vertretende Rechtspersönlichkeit aufgefaßt wurde (3). Aus diesen grundherrlichen Eigentumsrechten erklärt sich das damit verbundene Recht auf die Wahl und die Anstellung des Geistlichen. Als vermögensrechtliche Einrichtung blieb der Begriff des Heiligengutes in Spuren (Patronatsrecht oder Kirchensatz) bis auf die Gegenwart bestehen.

Diese aus altgermanischen Rechtsbegriffen herrührende Besitzform war durch die karolingische Gesetzgebung mit gewissen Einschränkungen hinsichtlich der Mitbestimmung des Geistlichen und der Disziplinargewalt durch den Bischof als rechtens anerkannt worden und hatte so von neuem weite Verbreitung in Deutschland gewonnen. Ihr gegenüber suchte die kirchliche Hierarchie dieses private Verfügungsrecht über das Kirchengut soviel wie möglich einzuengen. Am ehesten gelang dies der Kirche durch Eintritt in die grundherrlichen Rechte. So gingen durch Kauf, Schenkung, Vermächtnis oder Werbung zwischen 800 und 1000 sehr viele Eigenkirchen in kirchlichen Besitz über in solchen Gebieten, wo sich die Rechtsverhältnisse im Pfarr- oder Gemeindeverband gefestigt hatten, also im altbesiedelten Gebiet. Andererseits mußte sich aber die kirchliche Organisation der tatkräftigen Mithilfe von Privatpersonen bedienen bei der Errichtung von neuen Kirchen und Pfarreien, was wiederum zur Gründung neuer Eigenkirchen führte, befinden wir uns doch im 10. Jahrhundert mitten in der großen Rodungsperiode, die die Siedlungsfläche Deutschlands um ein Vielfaches erweiterte. Man vergleiche hierzu den Bericht aus dem Leben des hl. Ulrich (4) über die Einweihung einer Eigenkirche „in pago Albegowe“.

So gehen die Gründungen von Eigenkirchen auf Neuland und die Übernahme von Eigenkirchen im altbesiedelten Land in kirchlichen Besitz zur gleichen Zeit nebeneinander her. Mit dem Übergang der Woringer Kirche an das Kloster Kempten wurde die Pfarrei diesem inkorporiert. Damit dienten die Einkünfte des Heiligen nicht mehr unmittelbar dem Unterhalt der Pfarre, und dem Kloster erwuchs die Pflicht, ihr zur Ausübung der Seelsorge Vicare zu bestellen. Wenn außerdem das Vermögen des Klosters durch den genannten Grundbesitz in Woringen und Illerbeuren nicht unbeträchtlich vermehrt wurde und dem Willen des Stifters gemäß durch die Einkünfte daraus das Leben im Kloster etwas behaglicher gestaltet wurde, so ist für Woringen doch nur die Tatsache der Inkorporation der Pfarrei ins Kloster Kempten von nachhaltiger Bedeutung gewesen. Daraus rühren die unmittelbaren Besitzrechte des Klosters an der späteren Herrschaft Woringen. Ihnen gegenüber

scheinen die anderen Rechte in Woringen viel jünger und weniger durch Übertragung als durch Gewohnheitsrecht erworben zu sein.

Von dem Stifter Paldmunt wissen wir, daß er in seiner Jugend ein Höriger des Klosters Kempten war. Er wird wohl unter der Schar der Eigenleute durch gute Begabung auf sich aufmerksam gemacht haben. So wurde er, wohl an der Klosterschule, zum Geistlichen ausgebildet und 926 zum Priester geweiht, wobei ihn der König Heinrich I. als Eigentümer des Klosters nach altfränkischer Sitte dadurch aus der Leibeigenschaft entließ, daß er ihm einen Silberpfennig aus der Hand schlug (5). Wenn wir annehmen dürfen, daß Paldmunt bei seiner Priesterweihe das dafür übliche Alter besaß, so mag er zur Zeit der Stiftung zwischen 45 und 50 Jahre alt gewesen sein. Daß das Kloster mit der Auswahl Paldmunts zum Priester zufrieden sein konnte, zeigt der Erfolg seiner Tätigkeit in Woringen. Er scheint dort als Pfarrer sparsam und umsichtig gewirtschaftet zu haben; denn er war imstande, einige Bauernhöfe zu erwerben, und er muß einen tiefen Einfluß auf seine Gemeinde ausgeübt haben, wenn er einige ihrer Mitglieder zu bedeutenden Schenkungen zu bewegen vermochte, worunter sich vielleicht sogar das Widemgut der Kirche befand. Sicher waren sie das Ergebnis einer langen seelsorgerischen Tätigkeit. Paldmunts weiterer Lebensweg und sein Todesjahr sind unbekannt.

Eine Lücke von vier Jahrhunderten klafft zwischen dieser ausführlichen Urkunde und den zahlreichen Nachrichten des Spätmittelalters, aus denen wir die Geschichte der Woringer Pfarrei rekonstruieren können. Denn die aus dem Jahre 1167 berichtete Schenkung von Reliquien durch den Abt Isengrim von Ottobern an die Pfarrkirche von Woringen (6) sagt uns über den Zustand der Pfarrei nichts Neues. Es sei denn, man hielte die Erwähnung von *der* Pfarrkirche für einen ausreichenden Beweis dafür, daß es im 12. Jahrhundert in Woringen nur *eine* Pfarrkirche gab. Wodurch dann die Entstehungszeit der zweiten Pfarrkirche in Woringen, die im 14. Jahrhundert zum ersten Male genannt wird, etwa auf 1300 zu verlegen wäre. Der Besitz zweier Pfarrkirchen ist für eine Landgemeinde etwas so Ungewöhnliches, daß die Ursachen ihrer Entstehung eine Untersuchung wert sind. Es sind bzw. waren dies die Frauenkirche im oberen und die 1806 abgebrochene Martinskirche im unteren Dorf. Es fällt nicht schwer, in dieser die 948 erwähnte Kirche wiederzuerkennen, denn sie befand sich mitsamt dem Widembauer und einem weiteren Hof bis 1803 im Besitz des Klosters Kempten, war also ein Teil der Paldmuntschen Stiftung (Abb. 1).

Wenn man dazu das Patrozinium des heiligen Martin von Tours, des fränkischen Nationalheiligen, heranzieht, dessen Verehrung sich im Osten des Frankenreiches vor allem im 8. Jahrhundert verbreitete, so spricht dies auch für ein hohes Alter dieser Kirche. Sie lag am NO-Rand des unteren Dorfes, inmitten des heutigen Friedhofes. An dieser Stelle beginnt der Weg nach Herbshofen und Benningen, der nächsten Urmark und lange Zeit der einzigen Nachbargemeinde von Woringen. Sie lag also nicht an einer beiläufigen Stelle, sondern an dem einzigen Verbindungsweg zu dem altbesiedelten Land im Norden, denn südlich des Dorfes dehnte sich im 8. Jahrhundert unbesiedeltes Land bis in die Gegend von Kempten. Warum nun die alte Pfarrkirche nicht der räumliche Mittelpunkt der wachsenden Gemeinde wurde, sondern sich dem Ortskern, dem heutigen unteren Dorf, ein zweiter Ortsteil südlich davon anschloß, heute noch erkennbar an dem auffallenden Straßenknick an der Molkerei, können wir wiederum nur vermuten. Vielleicht war es die aus dem vor tausend Jahren so viel größeren Benninger Ried herandrängende Bodenfeuchtigkeit (10), die eine Ausdehnung über die Kirche nach Nordosten untunlich und die hochwasserfreien Flurteile im Süden bevorzugt erscheinen ließ. Sicherlich hat diese Entwicklung nach Süden, fort von der alten Pfarrkirche, das Entstehen einer Marienkapelle und ihr Wachstum zur zweiten Pfarrkirche begünstigt.

Wenn im Jahr 1350 die Nachrichten über die Woringer Kirche wieder einsetzen, so ist die neue Marien- oder Frauenkirche bereits in den Gemeindeverband eingefügt. Das soll später gezeigt werden. Die schriftlichen Quellen sprechen noch geraume Zeit

nur von der Kirche, dem Heiligen von Woringen. So finden wir am 15. Februar 1350 Fridrich von Rotenstein „zu Worringen“ im Besitz des Vogtrechts (Vertretung in Rechtsangelegenheiten) über die Kirche zu Woringen. Dieses Recht, das wohl selten ausgeübt wurde, brachte dem Inhaber immerhin eine jährliche Einnahme von 20 Malter Roggen (7;78/6). Es wurde seit nicht bekannter Zeit den Rotensteinern gegen eine Geldsumme von den Äbten von Kempten als Lehen gegeben. Geldmangel zwang nun Fridrich, dieses Recht um 140 Pfd. Heller an drei Memminger Bürger: Klaus den Hueter, seinen Sohn Chuenin und seinen Schwiegersohn Chuontz von Kempten, zu verkaufen (7;78/6). Im selben Jahre, am 30. April, erfahren wir, daß die Pfarrstelle im Besitz eines Bürgers von Konstanz, des Rektors (Pfarrherrn) Johannes Strölin, war, der sie durch den Vicar Jacob Schellanc versehen ließ. Strölin verzichtete auf die für ihn zu entlegene Pfarrei. Daher erwarb sie Fridrich von Rotenstein und ließ seinen minderjährigen Sohn Konrad durch den Abt von Kempten dem Bischof Marquard von Augsburg vorschlagen, der ihn als Inhaber und Vicar Schellanc als Seelsorger bestätigte (8; Stift Kempten, fasc. 9). Hier ist also der Ämterkauf (Simonie), das Grundübel der mittelalterlichen Kirche, bei weltlichen und geistlichen Herren in vollem Schwang. Schon 1351 starb Konrad, und am 3. November wird für die erledigte Pfarrei sein Bruder Hugo zum Inhaber vorgeschlagen (a. a. O.). Dieser hatte die einträgliche Pfründe 67 Jahre lang bis in sein hohes Alter inne. Es wurde bereits erwähnt, daß Fridrich von Rotenstein 1350 (s. o.) das Vogtrecht über die Kirche zu Woringen an drei Memminger Bürger verkauft hatte. Diese hatten die aus dem Vogtrecht fließenden Einnahmen anteilmäßig geteilt und vererbt. Daher erscheint am 20. Dezember 1358 als Inhaber einer Hälfte des Vogtrechts der Bruder des oben genannten Claus Huoter (Hueter), nämlich Gorg Huoter, Sohn des Cuong (Cuoni) Huoter, und verkauft „seiner Basen Mann Cuontz von Kempten“ seinen Halbsatz, so daß das Vogtrecht wieder in einer Hand vereinigt ist (7;78/6). Dieser Chuontz oder Chuonrat von Kempten, Bürger zu Memmingen, vermacht am 24. November 1372 seiner Tochter Claren (Clara), Ehefrau des Ulmer Bürgers „Hans den Rhoten, den man nent von Schreckenstain“, das Vogtrecht für den Fall, daß er vor ihr oder ihren Leibeserben mit Tod abgehen sollte. Sollte aber seine Tochter vor ihm und ohne Leibeserben sterben, so soll der Vertrag hinfällig sein (7;78/6). Der Erbfall trat in der Folge tatsächlich ein. Clara ging, vermutlich nach dem Tode ihres Mannes, unter ihrem Mädchennamen in das Elsbethenkloster zu Memmingen und stiftete das Vogtrecht dem Kloster zu einem Seelgerät (Jahrtag, Seelenmesse u. ä.). Dies berichtet eine Urkunde vom 21. Dezember 1390 (7;78/9). An diesem Tage wandelte Abt Fridrich von Kempten das Vogtrecht in ein Zinslehen um, aus dem fortan dem Kloster in Kempten jährlich ein Pfd. Heller zu reichen war. Diese Urkunde interessiert uns vor allem deswegen, weil in ihr von den „zwei wydemen der zwei Kirchen“ in Woringen die Rede ist. Das bedeutet, daß beide Kirchen damals voll (mit Pfarrvermögen = Widum) ausgestattete Kirchen waren, welche allerdings nur zum Unterhalt eines Pfarrherrn bzw. Vicars dienten. Andere Urkunden bestätigen außerdem, daß nur eine Kirche als Pfarrkirche benutzt wurde. So werden die eigenartigen kirchlichen Verhältnisse in Woringen plötzlich wie mit einem Schlaglicht ausgeleuchtet, ohne daß wir die vorausgegangene Entwicklung verfolgen könnten.

Die Schenkung an das Elsbethenkloster machte dem Handel mit dem Vogtrecht noch kein Ende. Am 8. Januar 1403 erfahren wir, daß Klara von Kempten, Witwe und ohne Urlaub ausgetretene Klosterfrau besagten Klosters, sich mit Hilfe ihrer Schwäger, des Memminger Bürgermeisters Othmar des Luitkirchers, gen. Amman, und Hansen des Egloffers, ebenfalls Bürgers dasselbst, mit der Priorin, Frau Margreten, und dem Konvent des Klosters dahin vertragen habe, daß sie von den dem Kloster übergebenen zwanzig Malter Korn ihres Vogtrechts zu Woringen, außer den ihr zugestandenen zehn Maltern noch weitere acht ihr „Lebelang“ als Leibgedinge erhalten solle gegen Verzicht auf ihre Pfründe und ihre Rechte als Klosterfrau... Ferner wird bestimmt, daß nach ihrem Tode zehn Malter Korn aus

dem Vogtrecht an die sich „leider baeslich wider iren Orden und regel übersehen und vergessen habende“ und zur Zeit ebenfalls aus dem Kloster ausgetretene Konventschwester Anna, Tochter ihres (Klaras) Veters Haintz von Kempten, gegeben werden sollen, jedoch nur für den Fall, daß diese wieder in das Kloster zurückkehre, die vorgeschriebene Buße für ihre Verfehlungen geleistet und sich fernerhin ehrbarlich gehalten habe. Tut Anna das nicht, so sollen die zehn Malter an die Klosterfrauen fallen (7;78/6). Um die Klosterzucht war es damals also nicht zum besten bestellt. Der Handel mit dem Vogtrecht zeigt auch, wie die Einkünfte aus alten Rechtstiteln nach Gutdünken zur Versorgung beliebiger Personen verwendet werden konnten, die zur Ausübung der ursprünglichen Leistungen (hier Rechtsschutz der Kirche von Woringen) gar nicht rechtsfähig waren.

Daß dem Stift Kempten die Entfremdung der wohlhabenden Pfarrei durch die viele Jahrzehnte lange Übertragung an Laien als Pfarrherrn nicht angenehm war, ist verständlich. Durch welchen Handel überhaupt die doch dem Stift 948 ausdrücklich übertragene Pfarrei zum ersten Male in fremde Hände geraten ist, liegt ebenfalls im Dunkel des vierhundertjährigen Schweigens, das zwischen 948 und 1350 über Woringen liegt. Jedenfalls muß die Tatsache der Inkorporation in das Stift vergessen worden sein. So hielt es das Kloster Kempten für nötig, beim Apostolischen Stuhl die Inkorporation der Pfarrei förmlich zu beantragen. Am 5. Februar 1410 erteilte Papst Alexander V. dem Bischof von Augsburg den Auftrag, diesem Antrag zu entsprechen. Aber Hugo von Rotenstein war nicht so leicht zu verdrängen. Er behielt die Pfarrei noch viele Jahre lang, bis sich endlich das Stift Kempten genötigt sah, dieserhalb auf dem Konstanzer Konzil an den Kaiser Sigismund zu appellieren. Auf dessen Vermittlung beauftragte Papst Martin V. am 7. Februar 1418 den Abt von Ottobeuren als apostolischen Visitator mit der Untersuchung des Falles. Der „Occupator“ Hugo von Rotenstein wurde durch Androhung kirchlicher Strafen gezwungen zu resignieren, worauf der Abt von Ottobeuren am 24. Mai 1418 (8; Stift Kempten, Urk. 301) die gewünschte Inkorporation in der Kirche des (Memminger) Heiliggeist-Spitals vornehmen konnte. Den nunmehr vom Stift Kempten zu nominierenden Vicaren der Pfarrei Woringen wurde ein festes Einkommen zuerkannt (die congrua) (9; p. 448). Von den Seelsorgern dieser Zeit der Laieninhaber kennen wir außer dem schon genannten Jacob Schellanc (1350) nur noch den Priester Jakob Glück, der 1392 in Woringen starb (9; p. 447).

Der alte Hugo von Rotenstein lebte nach seiner Enthebung noch einige Jahre in Woringen. Er stiftete während der Amtszeit des Vicars „Pfaff Hans Schmid“ einen Jahrtag in die Woringer Kirche. Denn am 4. Juli 1420 erfahren wir, daß er um 96 Pfd. Heller von Josen Stüdlin, Bürger zu Memmingen, vier Pfd. Heller jährlichen Fallzins aus dessen Mühle und Mühlstatt zu Dickerishusen gekauft habe. Stüdlin verpflichtet sich, diese vier Pfd. den Heiligenpflegern der *Frauen- und Martinskirche* zu Woringen am St. Johannistage zur Sonnenwende (einem beliebten Zahlungstermin) auszuhändigen, von welchen der Jahrtag bezahlt werden solle. Dabei wird die Summe auf Kirchenstiftung und Geistlichen verteilt, mit der Bestimmung, daß die ganze Summe zugunsten der Kirchenstiftungen verfallen werde, sobald der Jahrtag nicht gehalten werde (7;36/4). Diese Stiftungsurkunde ist die erste, die uns die Namen der beiden Woringer Kirchen nennt. Bei dieser ersten namentlichen Erwähnung erscheint die Frauenkirche an erster Stelle. Wir nehmen nicht an, daß dies reiner Zufall ist, sondern hier wieder eine Rangordnung vorliegt. So können wir den spärlichen Angaben wenigstens so viel entnehmen, daß die Frauenkirche im Lauf des 14. Jahrhunderts zum Range einer Pfarrkirche erhoben und seit Anfang des 15. Jahrhunderts als die Hauptkirche des Dorfes angesehen wurde, während die alte Martinskirche allmählich in die Rolle einer Friedhofskapelle zurücksank.

Von einer Teilung der Pfarrei kann dabei weder damals noch geraume Zeit später gesprochen werden. Denn es lautet die Präsentationsurkunde vom 14. Januar 1425 für den Vicar Johannes Hofmeister „ad vicariam perpetuam parochialis ecclesiae Scti. Martini in Woringen“ (9; p. 450); am 22. Dezember 1494

wird ein Jahrtag erwähnt, den Ursula von Benzenau in die Martinspfarrkirche zu Woringen gestiftet hatte (9; p. 453), am 26. Januar 1495 ein ewiger Jahrtag, den Hans Kleindienst und seine Frau „Inn Sant Martinspharkirchen zu Woringen“ stiftete (9; p. 454), 1506 wird der Kleriker Magister Ulrich Mayr „ad eandem ecclesiam Scti. Martini in Woringen“ präsentiert und am 27. Februar dieses Jahres feierlich installiert (9; p. 455). Diese Aufzählung mag genügen, um zu zeigen, daß bis zur Reformation die alte Martinskirche als Sitz der an der Pfarre haftenden Vermögenswerte und Rechte betrachtet wurde. Aber ohne diese Beweise wäre schon das Friedhofsrecht, das an der Martinskirche bis zu ihrem Abbruch haftete, so daß heute noch der Friedhof an derselben Stelle liegt wie vor tausend Jahren, und der Hausname Wiedemeier am Haus Nr. 4 (12), einem Hof in der Nähe der alten Kirche, Beweis genug, um die Martinskirche als die ältere der beiden Woringer Kirchen anzusehen.

Anders freilich war es mit der Nutzung der Kirchen: spätestens vom Beginn des 15. Jahrhunderts an wurden wohl die Hauptgottesdienste in der Frauenkirche gehalten. Darum befindet sich das alte Pfarrhaus neben ihr, und es erstreckt sich um sie ein geräumiger Kirchhof, von dem man annehmen muß, daß er als Friedhof an die Stelle des alten treten sollte; schließlich spricht auch das Kirchengebäude für sich selbst. Langhaus, Chor und Turm, aus wuchtigen Tuffquadern erbaut, zeigen, daß es im frühen 14. Jahrhundert entstanden sein mag, und zwar fast im heutigen Ausmaß, denn die Kirche hat seither nur geringe Änderungen erfahren. Wenn man bedenkt, daß sie auch heute noch den kirchlichen Bedürfnissen genügt, so wird die Absicht der Erbauer deutlich, durch einen geräumigen Neubau an günstiger Stelle des Dorfes die alte Pfarrkirche aus dem 8. Jahrhundert zu ersetzen. Betrachtet man dazu deren Bild, so wird das Bedürfnis danach ohne weiteres klar (Abb. 1).

Die Verlegung des Friedhofes zur oberen Kirche fand schließlich doch nicht statt. Nur wenige Personen sind bei der Frauenkirche begraben. Als einer der ersten ruht dort Anselm von Eyb (Eub), der am 6. Januar 1477 starb (1). Seine Witwe, deren kirchlicher Sinn sich in einer Reihe von frommen Stiftungen äußerte, war darauf bedacht, die neue Pfarrkirche zu verschönern. Sie ließ daher bald nach ihres Mannes Tod an der Westseite des Turmes über seinem Grabe eine Allerheiligenkapelle errichten (wann?). Diese stand durch einen Spitzbogen mit dem Kirchenschiff in Verbindung. Am 7. Februar (Mittwoch nach „unser liben Frawen lichtmes“) 1487 stiftete sie, zugleich mit einer Meßstiftung auf den Vierzehn-Nothelfer-Altar der Frauenkirche zu Memmingen, eine wöchentliche Messe auf den Allerheiligen-Altar zu Woringen: „... und nach dem Ich an unser lieben frawen Pfarrkirchen, in meinem Dorff zu Woringen, ain Cappell, die man nennet, aller hailigen Cappell, darein einen Altar, da denne main voriger Gemahl, Herr Anszhalm von Eyb seliger begraben ligt, von neuem bawen lassen hab ...“ (7; Vid. Cop.; 260/2). Erst 1857/58 wurde die Wand zwischen dem Kirchenschiff und der Allerheiligen-Kapelle beseitigt, so daß die Kirche heute ein nördliches Seitenschiff besitzt. Andere bauliche Veränderungen erfuhr sie nicht.

Zusammenfassend sei festgestellt: die Frauenkirche in Woringen entstand frühestens um 1300; sie war als Ersatzbau für die zu klein gewordene alte Martinskirche gedacht. Absichten, die Kirchengemeinde zu teilen, bestanden wohl, wurden aber nicht weiter verfolgt. Daher lauten die Bestallungen der Geistlichen, die Stiftungen und Verträge ausdrücklich weiter auf die alte Kirche, lange Zeit, nachdem schon die neue als Pfarrkirche benutzt wurde. Diese war offenbar nicht auf kemptischem Grund erbaut worden. Wir dürfen als sicher annehmen, daß sie auf eine Stiftung der Ortsherrschaft, wahrscheinlich der Rotensteiner, zurückgeht. Vermutlich hat das Stift Kempten Versuche der Ortsherrschaft, der neuen Kirche einen Pfarrsprengel zu verschaffen (1390: zwei wydemen!), so entschieden abgelehnt, daß keine weiteren aktenkundig wurden. Das Stift mußte ja mit Recht eine Schmälerung seiner Rechte und Einkünfte befürchten. So blieb es bei diesem eigenartigen Schwebezustand. Die neue Kirche ging zusammen mit dem übrigen Möttelinschen Erbe (1) 1516 an die Stadt Memmingen über, während die alte und zwei Höfe im Besitz von Kempten blieben. Als dann die Stadt im Jahre 1537 (11) von ihrem ius reformationis Gebrauch machte, blieb dies von seiten des Stifts Kempten unbestritten. Erst nach dem Interim (1548) bildeten die stiftkemptischen Untertanen eine kleine katholische Pfarrei der Martinskirche, die Memminger Untertanen dagegen die wesentlich größere evangelische der Frauenkirche. Da beide Anspruch auf das ungeteilte Kirchenvermögen erhoben, begann eine Kette von Streitigkeiten über Einkünfte, Rechte, Lasten und Zuständigkeiten, die erst im Jahre 1726 durch eine Teilung des Vermögens im wesentlichen abgestellt werden konnten.

Schrifttum und Quellen

1. R. Stepp, Die Herrschaft Woringen im Mittelalter, I. Teil, Memminger Geschichtsblätter, 1952/53.
2. Monumenta Boica, Vol. 31, p. 192, dipl. XCVIII.
3. Deutsche Gaue, 13, 1912, p. 206.
4. Das Leben des heiligen Oudalrich, Bischofs von Augsburg, Gesch.-Schr. d. dt. Vorzt., 2. Ges. Ausg., 10. Jhh., 4. Bd. 2. Teil, Leipzig o. J.
5. F. L. Baumann, Geschichte des Allgäus, Bd. I, p. 517.
6. M. Feyerabend, Die Jahrbücher Ottobeurens, ebd. 1813–16.
7. Stiftungsarchiv Memmingen (Die Zahlen bedeuten die Nummern der Schubladen bzw. der Aktenbündel).
8. Hauptstaatsarchiv München (Regesten im Stadtarchiv Memmingen).
9. M. Sontheimer, Die Geistlichkeit des Kapitels Ottobeuren, 3. Bd. Memmingen 1917.
10. R. Stepp, Der Grundwasserstrom des Memminger Tales, Spiegelschwab Nr. 3/1953, Memmingen.
11. Ratsprotokolle, Stadtarchiv Memmingen.
12. Joh. Zettler, Woringer Häuser und Hausbesitzer, 1930, handschriftlich, Stadtbibliothek Memmingen.

Nachrichten über mittelalterliche Memminger Geschlechter

Von Professor Askan Westermann (†)

34. Vogelmann

Ludwig Vogelmann, langjähriger verdienstvoller Stadtschreiber und Führer der Altgläubigen in Memmingen zur Zeit der Reformation, wird aus politischen Gründen durch Vertrag von 1530 V. 31. in die Großzunft und in den Goldenen Löwen aufgenommen. Anfang 1531 wegen Verschwörung gegen den Rat festgenommen, abgeurteilt und am 9. I. enthauptet.

Über ihn s. Friedrich Dobel, Memmingen im Reformationszeitalter, 5. Teil, S. 1–35; Martin Sontheimer, Die Geistlichkeit des Kapitels Ottobeuren, Bd. 1 (Register, Stichwort: Vogel-

mann), Memmingen 1912, sowie meinen „Eberhart Zangmeister“, Memmingen 1932, S. 116–120. Neue Forschungsergebnisse von Stadtarchivrat Dr. Gustav Wulz in Nördlingen werden demnächst veröffentlicht werden.

Wappen: In Gold auf der unteren Hälfte eines schwarzen Mannes der Oberleib eines silbernen Schwans mit offenen Flügeln und roter Zunge; Stechhelm: Mannesrumpf mit grauem Bart, schwarz gekleidet, mit gold gestülptem roten Barett bedeckt, an Stelle der Arme zwei goldene bzw. silberne Flügel; Decken: schwarz-gold (Auskunft des Bayer. Hauptstaatsarchivs München).

35. Vogt

Der Kemptner Patrizier Wilhelm Vogt und seine Frau Hildegart, geb. Tutenheimer, derzeit in Memmingen, kaufen 1461 I V. 27. um 400 Fl. rhn. von Diepolt Huter, Bürger zu Ulm, ein Steinhaus in Memmingen samt Hofstatt und Gärtlein (jetzt Herrenstraße Nr. 12) [St. A. Memm., 322/1]. — Sie verkaufen als derzeitige Bürger zu Memmingen dieses Haus an einem Elsbethentag (XI. 19.) der 1460er Jahre an Jörg Hutter [ebenda; die Urk. ist stark beschädigt, so daß das Datum nicht zu lesen ist. Da aber der Ratsherr Albrecht Schad in ihr erwähnt wird und dieser von 1459—1469 im Rat sitzt, kann nur eines dieser Jahre in Betracht kommen]. —

Ein Dr. Wilhelm Vogt wird 1462 Mitglied des Goldenen Löwen; doch wohl kaum der Kemptner Wilhelm Vogt, der in keiner der beiden Urkunden Doktor genannt wird.

36. Frei (Frey, Fry)

1450 XI. 11. erscheint Fry (1451: Ulrich Fry) als Tochtermann des Haintz Spun, und bei diesem im Kalch wohnend, im Memminger Steuerbuch; in beiden Jahren ist keine Steuer für ihn ausgeworfen, dagegen hat er 15 Fl. „eingelegt“¹ [St. A. Memm., Fol. Bd. 427, S. 24 und 177]. — Ist Mitglied des Goldenen Löwen [St. Bibl. 2, 62]. Im Mitgliederverzeichnis ist als Herkunftsort „Castell“ angegeben (welcher Ort ist darunter zu verstehen?). — Kauft 1458 I. 26. mit Hans Spun d. ä. den ihnen noch nicht gehörenden Halbtteil der Mahd am Haienbach gen. die Schleifmühle um 9 Fl. von Hans Niderhof [StiA. Memm. 18/2]. — Wird für 1461/62 Dreizehnerrichter; dann wieder für die Jahre 1464—78 [St. A. Memm., Ämterbuch]. — 1461 XI. 27. erlangt das Elisabethkloster vor dem Ratsherrn ein günstiges Urteil gegen Ulrich Fry, der sich geweigert hatte, einen schon längst abgelösten Zins weiter zu reichen [H.StsA. München; Kl. Ottobeuren, Urk. 260]. — Gegen dieses Urteil protestiert er 1461 XI. 30. von Ravensburg aus und appelliert an den Papst [StiA. Memm., 9/7, Insertion in Urk. v. XII. 3.]. — Ist 1461/62 und dann ständig von 1466—1484 Spitalpfleger; erscheint als solcher häufig in den Memm. Urkunden. — 1462 XII. 13. löst einen dem Nikolauskloster aus der 1458 gekauften Mahd gen. die Schleifmühle zu gebenden Zins ab [StiA. Memm., 18/2]. — Ist für das Amtsjahr 1464/65 Baumeister [St. A. Memm., Ämterb.]. — Kauft 1464 VII. 27. von seinem Schwager Hans Spun den diesem gehörenden Anteil an der Mahd gen. die Schleifmühle um 150 Fl. rhn. [StiA. Memm., 18/2]. — 1465 V. 2. wird ein Zins erwähnt, der ihm jährlich aus einem Bestandgut des Memm. Augustinerklosters zu Berg (Memmingerberg) zu reichen ist [St. A. Memm., 363/5]. — 1468 IX. 30. kauft er um 240 Fl. von dem Mindelheimer Bürger Heinrich Schmid einen jährl. After- u. Fallzins von 12 Fl. rhn. aus dessen Haus in Mindelheim [H.StsA. München, Memm. Klosterurk. 685]. — 1470 I. 22. wird seine Hofstatt in der Westergasse in der Nähe der Ringmauer erwähnt [StiA. Memm., 90/3]. 1476 XII. 19. werden vor dem Dreizehnergericht die Irrungen zwischen ihm und den Hummel, die Müller zu Berg, wegen Wassergerechtigkeit zu seinen Gunsten entschieden [StiA. Memm., 18/2]. — Erbaut 1478 eine Papiermühle am Haienbach und verleiht sie an zwei Papierer gegen einen Jahreszins von 20 Fl. [Schorer, Memm. Chron., S. 40]. — Ist 1478 VI. 12. Fürsprecher des Memm. Bürgers Conrat Hanoldt vor dem Dreizehnergericht in dessen Rechtsstreit mit Walter Bregentzer von Kempten [St. A. Memm., 151/5]. — Wird 1479 XI. 26. von seinem Schwager Hans Span d. j. und Mitverwandten bevollmächtigt, sie bei einem Rechtstag in Kempten gegen das Kloster Ottobeuren zu vertreten [H.StsA. München, Kl. Ottobeuren, Urk. 403]. — 1483 III. 27. als Trager des Buxheimer Kartäusers Johannes Sättelin erwähnt [StsA. Neuburg, G. Fasz. 34]. — Verkauft

¹ Eine Reihe von Kaufmannschaft treibenden Bürgern, die ihren Gewinn noch nicht übersehen konnten, bezahlten eine gewisse Summe, neben ihrer Vermögens- und Liegenschaftssteuer, im voraus; die Abrechnung erfolgte später.

als Ulrich Fry d. ä. 1485. I V. 25. seine Papiermühle am Haienbach an die Memm. Spitaldürftigen um 500 Fl. rhn. [StiA. Memm., 18/2]. — 1487 III. 14. als Zeuge vom Dreizehnergericht vernommen [StiA. Memm., 29/1]. — Gibt 1487 X. 4. dem Augustinerkloster 8 ß h jährl. Zins aus dem ihm gehörenden Häuslein zu Berg zu einem Seelgerät [St. A. Memm., 363/5]. — Zum letztenmal erwähnt, als er um 150 Fl. einen jährl. Zins von 12 Fl. aus drei Höfen zu Heimertingen von den Öttilinstet erkaufte hatte, und der Abt von Kempten als Lehenherr 1491 III. 14. hierzu seine Einwilligung gibt [FuggerA. Augsburg, 161/1]. —

War verheiratet seit ca. 1450 mit Elisabeth Span (auch Spon oder Spun!) [H.StsA. München, Reichsst. Memm., Literalien, Nr. 22, Bl. 27 u. 145^v]. — Hatte nach der gleichen Quelle drei Töchter und einen Sohn, nämlich: Anna, verh. mit Jacob Hutter; Dorothea, verh. mit 1) Ludwig Neithart u. 2) Wilhelm v. Neidegg; der Name der dritten Tochter, verh. Hans Täschler, ist unbekannt.

Der Sohn war Hans Fry, verh. um 1475 mit Anna Stebenhaber, wohl Tochter des Georg St. zu Ulm und der Walpurga Funck. — Wird 1477 in den Goldenen Löwen aufgenommen [St. Bibl. Memm., 2, 62]. — Ist 1480—83 Dreizehnerrichter [St. A. Memm., Ämterb.]. — Verkauft 1482 VII. 19. um 60 Fl. den Memm. Spitaldürftigen einen jährl. Zins von 3 Fl. aus seinem Haus, Hofstatt u. Garten beim Westertorgelegen [StiA. Memm., Fol. Bd. 13]. — Wird 1486 VI. 28. vom Kaplan Jacob Bürcklin zu Memmingen zum Testamentsvollstrecker eingesetzt [StiA. Memm., 6/3]. — Klagt als solcher 1491 III. 16. gegen die Valdysen auf Herausgabe von widerrechtlich zurückgehaltenen Gütern aus der Hinterlassenschaft Bürcklins [ebenda] und erlangt 1491 VI. 27. ein ob siegendes Urteil durch das Dreizehnergericht [ebenda]. — Ob der gleiche Hans Frey, dessen Acker im mittleren Esch zu Worringen 1495 XII. 14. erwähnt wird? —

1496 Aufnahme eines Bernhard Frey in den Goldenen Löwen, der weiter nicht mehr genannt wird.

37. v. Freyburg

Von den v. Freyburg fällt nur Lutz, der gegen Ende der 1520er Jahre von Ueberlingen in Memmingen einwandert, in unseren Zeitabschnitt. Er ist verheiratet mit Anna Sättelin, Tochter des Christof Sättelin und der Ursula Bomberg. — Wird 1529 in den Goldenen Löwen aufgenommen [St. Bibl. Memm., 2, 62]. — Ist 1539 V. 31. Gwalthaber seiner Mutter, als sie beide als Inhaber von Grünenfurt mit der Gemeinde Amendingen wegen Trieb und Tratt verglichen werden [St. A. Memm., Fol. Bd. 37]. — Kauft 1541 VII. 11. von den Geschwistern Besserer (Wilhelm, Margaretha verh. Ehinger, Hildegart verh. Ott und Anna) um 618 Fl. einen Hof zu Steinheim und ein Gütlein zu Volkratshofen [St. Bibl. Memm., Samml. Groß]. — 1542 XII. 20. schenkt ihm Christof Sättelin von Eisenburg einen Brunnen auf der Riedhalde [St. A. Memm., Fol. Bd. 37]. — Ist 1544/45 u. 1545/46 Großzunftmeister, 1546/47, 1548/49, 1552/53, 1557/58 u. 1558/59 Ratsherr; 1555/56 u. 1556/57 Stadtmann; von 1559—1578 Bürgermeister [St. A. Memm., Ämterb.]. — Wird 1544 V. 16. der Kommission zugeordnet, welche die wegen des Pfarrhofs (Antonierklosters) infolge der Reformation entstandenen Irrungen beilegen soll [St. A. Memm., R.P.]. — 1544 VII. 9. zum Vertreter des Predigers Mang Michael in dessen Klage wegen Schmälerung der Zehnten bestimmt [ebenda]. — 1545 I. 2. als Vertreter Memmingens auf den Reichstag nach Worms abgeordnet [ebenda]. — Ist 1545/46 in der Kommission, welche Befestigungsbauten der Stadt beaufsichtigt [ebenda R.P. v. 1545 IX. 2., IX. 4., XI. 4., XI. 25., 1546 III. 22., IV. 2., V. 28.]. — Kauft 1545 vom Kloster Rot und von der Herrschaft Eisenburg den Zehnt von Grünenfurt [StiA. Memm., 37/1 u. 50/9]. — Kauft im gleichen Jahr von Michael Hummel in Amendingen 2 Jauchert Ackers im obern Esch für 55 Fl. [ebenda 18/1]. — Kauft 1546 I. 13. die Mühlgült aus der Mühle zu Amendingen um 550 Fl. [St. A. Memm.,

R.P.]. — Wird 1546 I. 1. mit Christof Zwicker zum Kaiser abgeordnet, seine Gnade für die Stadt zu erflehen [ebenda]. — Wird 1554 wegen des Weinausschanks zu Grünenfurt mit den Erben Christof Sättelins vertragen [Sti.A. Memm., 50/2]. — Ist 1555 zusammen mit Felix Pföst Vertreter Memmingens auf dem Reichstag zu Augsburg [Schorer, Memm. Chronik]. —

Hatte laut K.B. St. Martin in Memm. 10 Kinder: 1535 VI. 14. Ursula, 1536 VII. 4. Catharina, 1539 VI. 17. Zwillinge Emerita und Anna, 1542 VII. 16. Johannes (setzt das Geschlecht in Memmingen fort), 1544 IV. 18. Barbara, 1545 VIII. 25. Lucius (gest. 1610 II. 19. als Bürgermeister in Memmingen; sein Epitaph z. Z. im Erdgeschoß des Memminger Rathauses in die Nordwand der Treppenhalle eingemauert; verh. 1576 X. 22. mit Dorothea von Dettigkofen), 1548 XI. 4. Agnes und 1550 IX. 22. Maria.

Wappen: In Blau ein unten rot gefüllter goldener Sparren, aus dem eine goldene Lilie wächst; Helm: Mannesrumpf, Kleidung wie Schild, bedeckt mit spitzem Hut, dessen Stulpe mit

drei blauen bzw. roten Federn besteckt ist; Decken rot bzw. gold (Auskunft des Bayer. Hauptstaatsarchivs München).

38. Fröschelmoser

Ambrosius Fröschelmoser wird 1532 in den Goldenen Löwen aufgenommen [St.Bibl. Memm., 2, 62]. — Stammt aus dem Österreichischen und ist vermutlich kein Bürger, sondern nur Gast. Stand wohl in näherer Beziehung (Teilhaber?) zu der Funck-Gesellschaft. Im K.B. St. Martin in Memm. sind die Taufen folgender Kinder eingetragen: 1534 VI. 18. Conrat, 1535 XII. 17. Regina, 1538 XI. 7. Magdalena, 1540 II. 29. Leonhart, 1542 XII. 25. Regina, 1545 XI. 29. Christof, 1547 III. 23. Cordula und 1550 II. 1. noch eine Cordula. Seine Frau ist unbekannt.

Anna Fröschelmoser, vielleicht Schwester des Ambrosius und verheiratet mit Balthasar Funck, Bürger zu Memmingen, starb 1523 in Salzburg [Schorer, Memm. Gottesacker, S. 27].
(Fortsetzung folgt)

Der Münzfund von Niederrieden

Von Dirk Steinhilber

Die Heimatbeilage der Memminger Zeitung, „Der Spiegelschwab“, bringt in ihrer Januarnummer des Jahres 1956 unter dem Titel „Der Münzfund von Niederrieden“ einen Aufsatz des Kreisheimatpflegers Walter Braun über einen Fund mittelalterlicher Münzen. Der Verfasser berichtet dort folgendes über die näheren Fundumstände:

Am 15. November 1954 fanden Arbeiter in Niederrieden beim Bau einer Wasserleitung im Garten des Hofes Nr. 1 (Michael Herz) eine Handvoll kleiner, silberner Münzen; die Fundstelle lag rund 3 m östlich der Straße, rund 40 m nördlich des Hofes in einer Tiefe von 75 cm am unteren Rand der Humusschicht. Diese dünnen Silberscheibchen sahen recht unansehnlich aus, waren aber doch durch Prägung auffällig, so daß der Grundstückbesitzer den Fund gleich meldete. Durch ein Versehen hat der Heimatpfleger aber erst 14 Tage später davon erfahren, hat sich dann jedoch sofort an die Fundstelle begeben, da es sich um einen der sehr seltenen Brakteatenfunde handelte. Nach einer vorläufigen Untersuchung der leider schon veränderten Fundstelle und der vorliegenden Stücke konnte ungefähr die zeitliche Einreihung der Münzen und ihre Bedeutung für die allgemeine und die Münz-Geschichte festgestellt werden. Nach fachgemäßer Reinigung und ausführlicher Fotoaufnahme wurden die Münzen an die Staatliche Münzsammlung in München zur wissenschaftlichen Untersuchung eingesandt.

Soweit aus diesem Bericht.

Schon der erste Blick auf diese Münzen zeigt, daß man es sowohl der Herkunft wie auch dem Zeitraum nach, in den sie zu setzen sind, mit einem sehr geschlossenen Fund zu tun hat. Die Hauptmasse der 116 Stücke stellen vier Konstanzer Gepräge mit zusammen 50 Stücken, die also fast die Hälfte des ganzen Schatzes ausmachen. Es folgen St. Gallen mit über einem Viertel Anteil, Lindau mit über einem Fünftel, Überlingen mit einem Achtel und schließlich noch vier Einzelstücke. Mit der einen Ausnahme des Augsburger Typs handelt es sich durchweg um Münzen, deren Prägestätten sich rings um den Bodensee gruppieren.

Der Zeitraum, über den hin sich der Münzschatz erstreckt, mag mehr als ein halbes Jahrhundert sein. Die älteste Münze ist ein südschwäbischer weltlicher Brakteat, dessen Prägestätte nur vermutet, aber nicht sicher nachgewiesen werden kann. Er ist in die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts zu setzen. Etwas spätere Prägungen sind die Konstanzer königlichen Gepräge aus der Zeit Kaiser Friedrichs II. (1215/50) bis König Konrads IV. (1250/54), denen bischöfliche aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts folgen. Dieser ältere Teil des Fundes macht jedoch noch kein

Drittel aus. Die Hauptmasse fällt in das letzte Jahrzehnt dieses Jahrhunderts, zum Teil wohl auch in das folgende Jahrhundert. Sie setzt sich im wesentlichen aus sogenannten „ewigen Pfennigen“ zusammen, wie sie 1295 bis 1335 von verschiedenen Münzstätten am Bodensee nach dem Vorgang von Konstanz in großen Mengen ausgegeben worden sind. Die gleichbleibende Art, in der diese Pfennige über mehrere Jahrzehnte hin gemünzt worden sind, läßt eine nähere zeitliche Umgrenzung nicht zu. Man wird deshalb als früheste Vergrabzeit unseres Münzschatzes die Wende des 13. zum 14. Jahrhundert annehmen und dabei die Möglichkeit offenlassen, daß sie in die ersten drei Jahrzehnte des 14. Jahrhunderts fallen kann.

Trotz des verhältnismäßig langen Zeitraums, aus dem diese Fundmünzen stammen, wird man kaum von einer Hortung oder einem eigentlichen Sparschatz sprechen, der nach und nach zusammengetragen worden wäre. Wenn auch nicht alle Münzen unmittelbar in der Zeit entstanden sind, in der der Fund aus uns unbekannten Gründen der Erde übergeben worden ist, so hat man doch durchaus den Eindruck, daß er den zeitgenössischen Geldumlauf widerspiegelt.

Im einzelnen setzt sich der Fund folgendermaßen zusammen (auf Abb. 2 sind die Münzen in der Ziffernreihenfolge von links nach rechts angeordnet, so daß sie folgendermaßen liegen:

1	2		in der 1. Reihe,
3	4	5	in der 2. Reihe,
6	7	8	in der 3. Reihe,
9	10	11	in der 4. Reihe)

(Münzstätten siehe Karte II!):

1. Konstanz, königliche Münzstätte, Ks. Friedrich II. (1215—50) — Kg. Konrad IV. (1250—1254).
Pfennig (Brakteat). Gekrönter Kopf von vorn mit Haarlocken; beiderseits ein Ringel. Wulstreif, Perlrand.
20 mm 0,42 g (9 St.) 9 Stück, sehr gut erhalten.
Archiv IV T. 57,6
2. Konstanz, bischöfliche Münzstätte, Zeit um Bischof Rudolf I. (1274—1293).
Pfennig (Brakteat). Brustbild des Bischofs von vorn zwischen Krummstab und Lilie. Wulstreif, Perlrand.
20 mm 0,41 g (20 St.) 22 Stück, sehr gut erhalten.
Cahn 63
3. Konstanz, bischöfliche Münzstätte, Bischöfe Eberhard II. (1248—1274) — Rudolf I. (1274—1293).
Pfennig (Brakteat). Zwei gekreuzte Krummstäbe, im oberen

Winkel ein Stern, im unteren eine liegende Mondsichel.
Wulstreif, Perlrand.

19—20 mm 0,48 g (2 St.) 2 Stück, weniger gut erhalten.
Cahn 67a

4. Konstanz, bischöfliche Münzstätte, Zeit der Bischöfe Heinrich II. (1293—1306) — Nikolaus I. (1333—1344).

Pfennig (Brakteat), 1295—1335 „ewiger Pfennig“. Brustbild des Bischofs von vorn zwischen Mondsichel und Stern. Wulstreif, Perlrand.

20 mm 0,42 g (15 St.) 17 Stück, weniger gut erhalten.
Cahn 69

5. St. Gallen, Abtei, ab Bruno (1274—1281) — Wilhelm (1281—1301).

Pfennig (Brakteat). Lamm von links mit Schein um den Kopf und Kreuzfahne. Wulstreif, Perlrand.

20 mm 0,43 g (25 St.) 27 Stück, sehr gut erhalten.
Cahn 157

6. Lindau, wohl königliche Münzstätte, Ende 13.—1. Hälfte 14. Jahrhundert.

Pfennig (Brakteat). Linde mit drei Blättern und drei Wurzeln; zwischen den Blättern je drei Lindenblüten. Wulstreif, Perlrand.

20 mm 0,44 g (15 St.) 21 Stück, sehr gut erhalten.
Lebek, Lindau 10

7. Überlingen, königliche Münzstätte, ab Ende 13. Jahrhundert.

Pfennig (Brakteat). Gekrönter schreitender Löwe von rechts, mit erhobenem Schweif, der in der Mitte eine kugelförmige Verdickung hat. Das Fell ist durch Perlen wiedergegeben. Zwischen den Vorderpranken eine Kugel. Wulstreif, Perlrand.

19—20 mm 0,42 g (10 St.) 14 Stück, sehr gut erhalten.
Lebek, Überlingen 14d

8. Ravensburg, königliche oder dynastische Münzstätte, um 1286.

Pfennig (Brakteat). Tor mit zwei Türmen, die Zinnenkrone und Spitzdach tragen. Wulstreif, Perlrand.

20 mm 0,47 g (1 St.) 1 Stück, sehr gut erhalten.
Lanz, Ravensburg 37, Abb. 52

9. Markdorf/Baden, Herrschaft, Anfang 14. Jahrhundert.

Pfennig (Brakteat). Schreitender Bär von rechts, über ihm eine Rosette. Wulstreif, Perlrand.

19 mm 0,44 g 1 Stück, gut erhalten.

Katalog Cahn 41 (1920) Nr. 600

Beischlag zu St. Gallener oder Berner Brakteaten? Laut Cahn, Bodensee, S. 119, haben die freien Herren von Markdorf in dieser Stadt das Münzrecht ausgeübt; sie führten eine sternförmige Rosette im Wappen.

10. Bodenseegebiet, königliche oder dynastische Münzstätte, 1. Hälfte 13. Jahrhundert. Memmingen?

Pfennig (Brakteat). Schreitender Löwe von rechts mit greifenartigem Kopf und erhobenem Schweif. Das Fell ist durch Perlen wiedergegeben. Wulstreif, Perlrand.

20—21 mm 0,42 g 1 Stück, gut erhalten.

Lebek, Überlingen 5

Vergleiche hierzu den Brakteaten aus dem Fund am Federsee, Nr. 29, der von J. Cahn (Katalog Cahn 41, 1920, Nr. 869) dem Herzog von Schwaben, Friedrich V. (1167/91), zugeteilt wird. Dieses Gepräge stellt den Herzog mit Ringpanzer und Beckenhelm dar, schwertschwingend, auf einem „Drachen“, einem löwenartigen Tier mit Greifenkopf und zwei zackenartigen Hörnern innerhalb eines schmalen Wulstreifen und Kreuz-Viereckrandes.

11. Augsburg — Schongau, königliche Münzstätte, Konradin († 1268) — Herzog Ludwig II. v. Bayern als Reichsverweser (1255/94).

Pfennig (Brakteat). Gekröntes Brustbild von vorn, in der Rechten ein Schwert haltend, in der Linken einen Palmzweig. Wulstreif, Bogenrand.

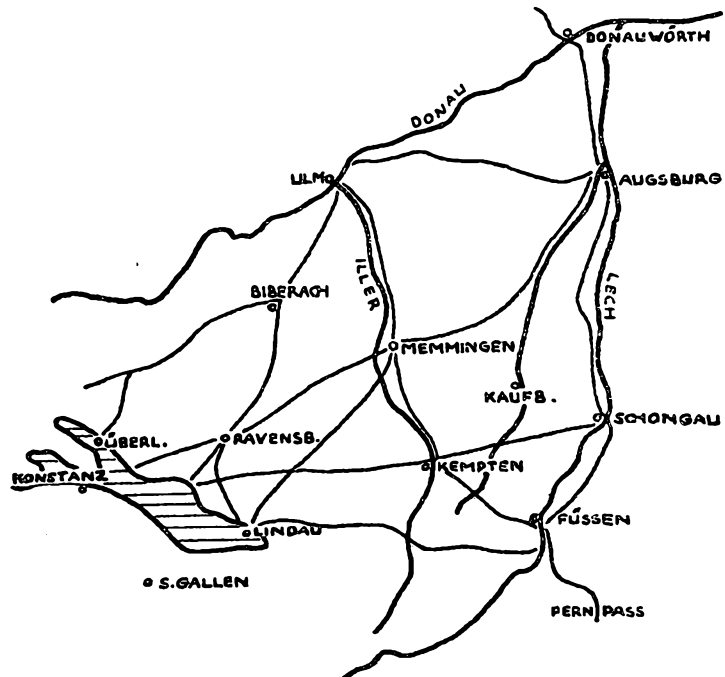
20 mm 0,54 g 1 Stück, das z. T. gequetscht ist; oder absichtlich verschlagen, um es ungültig zu machen?

Steinhilber 142

Der Fund erhält seine Bedeutung dadurch, daß er einer der ganz wenigen ist, die in diesem münzgeschichtlichen Grenzgebiet an der Iller gemacht worden sind. Es sei darum etwas näher auf die Lage des Fundortes eingegangen, um aus den Hinweisen, die er in geographischer und verkehrsgeschichtlicher Hinsicht zu geben vermag, einen entsprechenden Hintergrund für den Fund zu gewinnen und damit ein weiteres Verständnis für seine Zusammensetzung.

Niederrieden liegt östlich der Iller etwas über 10 km nördlich von Memmingen. Es gehört also in den Bereich der ehemaligen Reichsstadt, die an der Kreuzung zweier wichtiger Straßenzüge lag (Karte I). Es kamen hier nämlich die Ost-West-Straße Augsburg—Mindelheim—Memmingen—Ravensburg bzw. Lindau, und die Nord-Süd-Straße Ulm—Memmingen—Kempten—Füssen zusammen. Diese letztere, östlich der Iller verlaufende Straße führt an Niederrieden vorbei.

Ferner ist zu beachten, daß die Iller die Grenze bildet zwischen der Konstanzer und Augsburger Diözese und damit auch eine Art politischer Grenze darstellt, da die Bischöfe in ihrem Bereich neben der geistlichen zugleich eine weltliche Herrschaft ausübten. Die Territorialherrschaft war zur Zeit der Bildung unseres Münzenschatzes voll entwickelt, wobei es bedeutsam ist, daß sich das territoriale Prinzip zugleich wieder wehren muß gegen ein überterritoriales, das sich in den wirtschaftlichen Umwälzungen jenes und der kommenden Jahrhunderte kundgibt.



Karte I:
Mittelalterliche Verkehrswege in Schwaben

Zu dieser verkehrsgeschichtlichen und politischen Kennzeichnung des Fundortes kommt nun noch die geldgeschichtliche hinzu. Das Münzwesen als Ausdruck und Darstellung verliehener politischer Rechte ist gebunden an den politischen Bereich des betreffenden Landesherrn, hier also des Bischofs; andererseits hat es gerade in jener Zeit um die Wende des 13. zum 14. Jahrhunderts diese Bindung weithin gelöst, sich den verkehrstechnischen und wirtschaftlichen Notwendigkeiten angepaßt und die Entwicklung des Handels dementsprechend beeinflußt und gefördert. Die Zeit, aus der der Inhalt unseres Fundes stammt, wenigstens seine Hauptmasse, ist darum besonders bemerkenswert, weil in ihr der territorial beschränkte Münzumschlag sich zu

weiten beginnt. An die Stelle der an die einzelnen Landesherrschaften gebundenen Münze tritt die Reichsmünze und weiter dann die internationale Münze, also etwa der Haller Pfennig und der Goldgulden. Der Haller Pfennig, von der Reichsmünzstätte Schwäbisch-Hall ausgehend, hat als überterritoriale Münze sich das Gebiet von Oberschwaben, Franken, östlich bis nach Bayern und südlich über den Bodensee hinaus erobert oder es zumindest durchdrungen. Außerdem wird zu dieser Zeit, seit 1300, in Böhmen — von Frankreich und Italien sei hier abgesehen — die erste Großmünze geschaffen, der Prager Groschen, der bald darauf seinen Siegeszug, wenn auch in mancherlei Abwandlungen, antritt, während der Goldgulden mit Anfang des 14. Jahrhunderts beginnt, sich zu einer internationalen und überzeitlichen Münze zu entwickeln.

Man muß sich diese Wandlung, in der das Geldwesen jener Zeit des ausgehenden 13. Jahrhunderts und um den Anfang des 14. Jahrhunderts sich befindet, vergegenwärtigen und damit auch die im Hintergrund stehenden politischen und wirtschaftlichen Wandlungen, um einen Fund wie den von Niederrieden nicht zu beschränkt zu sehen und damit etwa zu einseitige Schlüsse zu ziehen. Der Fund gibt ja noch eindeutig das Bild eines territorialen Geldumlaufs; von den 116 Münzen des Fundes gehören 115 dem Konstanzer Typ an, denen nur eine einzige Münze des Augsburger Typs gegenübersteht. Das entspricht durchaus dem Bild, das wir uns aus Funden und urkundlichen Quellen über die Währungsgrenzen im mittelalterlichen Schwaben machen können. Münzgeschichtlich teilte sich Schwaben südlich der Rauhen Alb in die beiden Umlaufgebiete der Augustenses und Constancienses, also der nach Augsburger und Konstanzer Art geprägten Münzen. Die beiden gemeinsame Grenze verlief östlich der Iller, fiel also nicht genau mit der Diözesangrenze zusammen. Münzfunde aus den weiteren Landstrichen beiderseits der Iller lassen erkennen, daß beide Währungen sich hier überschneiden, während in den Funden aus dem Inneren beider Währungsgebiete die Einheitlichkeit des Münzumlaufs deutlich zutage tritt. Dabei zeigt sich, was auch durch das urkundliche Material bekräftigt wird, daß die Augustenses kaum ihre westliche Währungsgrenze überschritten, während die Constancienses bis zu Wertach und Lech vordrangen und ja auch in Augsburg selbst anzutreffen waren, wie aus schriftlichen Nachrichten hervorgeht. Man muß sich also hüten, mit allzu starren Begriffen an eine Erscheinung wie das mittelalterliche Münzumlaufsgebiet heranzutreten. Sie haben durchaus ihre Gültigkeit, müssen aber doch beweglich genug sein, um dem lebendigen Wandel wirtschaftlicher Bedürfnisse Raum zu geben.

Werfen wir nun einen Blick auf die dem Fundort nächstgelegenen Münzstätten und ihre Erzeugnisse! Da sehen wir eng benachbart Memmingen, das sich ab 1286 zur reichsfreien Stadt entwickelt, und von dem wir wissen, daß dort um 1300 eine königliche Münzstätte bestanden hat. Schon früher sprechen mehrmals die Urkunden von einem monetarius, auch werden libri Memmingenses genannt, also nach Memminger Pfunden gerechnetes Geld, was allerdings nicht zu heißen braucht, daß es sich um Münzen handelt, die aus dieser Münzstätte hervorgegangen sind, was jedoch durchaus möglich wäre; denn wenn wir den Urkunden nach häufig auf Konstanzer Pfennige treffen, so ist ja daran zu denken, daß mit der Bezeichnung Constanciensis der nach Konstanzer Vorbild geprägte Pfennig gemeint ist, und wenn wir nach Memminger Geprägten jener Zeit suchen, so haben wir sie sicher unter den Constancienses zu suchen, und zwar unter den königlichen, allenfalls auch dynastischen Prägungen (Welfen, Staufer). Es liegt immerhin im Bereich des Möglichen, daß das Stück Nr. 10 unseres Fundes, der Brakteat mit dem Löwen, der einen greifenartigen Kopf hat, Memminger Herkunft ist.

Dem Nord-Süd-Straßenzug folgend, finden wir im Norden Ulm, dessen königliche Münzstätte in unserem Fund nicht vertreten ist — vielleicht ein Zeichen des Rückganges der Ulmer Prägetätigkeit, was man freilich aus diesem Fehlen in unserem

Fund allein nicht schließen darf, was sich nur aus dem Gesamtbild ergibt. Denn der von Nordwesten her vordringende Haller führte einen neuen Pfennigtyp ein, den Heller, dessen Prägung anstelle der alten Brakteatenpfennige ja dann auch von Ulm übernommen wurde.

Im Süden begegnen wir dem Stift Kempten, das früh das Münzrecht besessen haben muß, dessen Prägetätigkeit aber schon vor Mitte des 13. Jahrhunderts eingestellt war. Wenn zu Ende dieses Jahrhunderts in einer Urkunde Kemptener Münze genannt wird, so handelt es sich um die dort gängige Münze, nämlich um den Konstanzer Pfennig, wie er in späteren Urkunden durchwegs vorkommt.

Wir sehen, daß entlang der Straße Ulm—Memmingen—Kempten durchaus der Konstanzer Typ vorgeherrscht hat, eine Straße, die wohl im wesentlichen von Ulm her bestimmt war. Eine Parallele dazu bietet der Straßenzug Donauwörth—Augsburg—Schongau—Füssen, der durchaus vom Augsburger Typ bestimmt ist.

Fassen wir noch einige Münzstätten im Umkreis unseres Fundortes ins Auge, so wäre hier das weiter östlich liegende Kaufbeuren zu erwähnen, von dem es allerdings sehr fraglich ist, ob ihm für diese Zeit Prägungen zuzuteilen sind. Manche spärliche Nachricht weist teils auf eine engere Verbindung mit Memmingen hin, teils mit Schongau. Es ist aber anzunehmen, daß etwa mittelalterliche Prägungen Kaufbeurens unter den Augustenses zu suchen sind, da es doch schon ziemlich tief in deren Umlaufsbereich liegt.

Daß die westlich der Iller arbeitenden Münzstätten nach Konstanzer Art gemünzt haben, liegt auf der Hand. Es seien hier nur die Memmingen nächstgelegenen genannt: Biberach, Leutkirch und Isny, wobei Leutkirch und Isny für diese Zeit fragliche Münzstätten sind.

Zu den bisher gezeichneten Zügen dieser Skizze sei noch ein weiterer hinzugefügt.

Man kann ja mit den wenigen Nachrichten aus dieser Zeit wie eben überhaupt mit den spärlichen bis auf unsere Tage erhaltenen Resten nur Hinweise geben, einzelne Striche ziehen. Es ist gut, wenn man sich das immer vergegenwärtigt, wie viele kleine und große Lücken die einzelnen historischen Tatsachen, die uns bekannt sind, voneinander trennen. Gerade unser Fund stellt einen solchen Grenzfall dar, räumlich und zeitlich: er liegt nicht nur zwischen den Gebieten Augsburg und Konstanz, er liegt auch zwischen den Zeiten; denn es vollzieht sich jetzt der Übergang von der Naturalwirtschaft zur Geldwirtschaft, wodurch eben das Geld- und Münzwesen eine seiner tiefstgreifenden Wandlungen erfährt. Politisch ist es ebenso eine Zeit des Übergangs; der Wandel im alten Reich gebildeter und bestehender Formen schafft sich einen Ausdruck im sogenannten Interregnum. Gerade also die Betrachtung eines solchen Grenzfalles sei der Anlaß, darauf hinzuweisen, daß es nicht immer nur eindeutige, klare Verhältnisse gibt, wo die Wirklichkeit entweder nur so oder so ist.

Fügen wir also noch einen weiteren Zug an!

Aus der engeren Umgegend von Niederrieden bzw. Memmingen sind uns keine mittelalterlichen Funde bekannt. Die Fundvorkommen aus dem größeren Umkreis beiderseits der Iller lassen jedoch erkennen, wie wenig ein Grenzgebiet eine scharfe Trennwand darstellt. Es stellt zumindest ebenso eine Art von Organismus dar, durch den sich der lebendige Austausch vollzieht. Es genügt, daß man nur einmal die in Funden zutage getretenen Münzen betrachtet, ohne sich etwa auf den Zeitraum des Niederriedener Fundes zu beschränken, um zu sehen, wie die Münzen beider Bereiche hinüber und herüber gebracht worden sind. Wie schon erwähnt, findet man Augustenses nur selten jenseits der westlichen Grenze ihres eigentlichen Umlaufsbereiches, öfters dagegen im albschwäbischen, fränkischen und im bayerischen Raum. Andererseits erscheinen Münzen des Konstanzer Währungsgebietes öfters in Funden innerhalb des Augsburger Bereiches.



Abb. 2. Die Münzen von Niederrieden.



Abb. 4. Römische Reibschale, 1950 in Amendingen gefunden; äuß. $\varnothing$ 27,7 cm.
 (Inv.-Nr. 2,217 des Städt. Museums Memmingen).



Abb. 5. Römischer Ohrloeffel, Bronze; 1938 bei Obermucken gefunden; 9,9 cm lg.
 (Inv.-Nr. 3,1032 des Städt. Museums Memmingen).

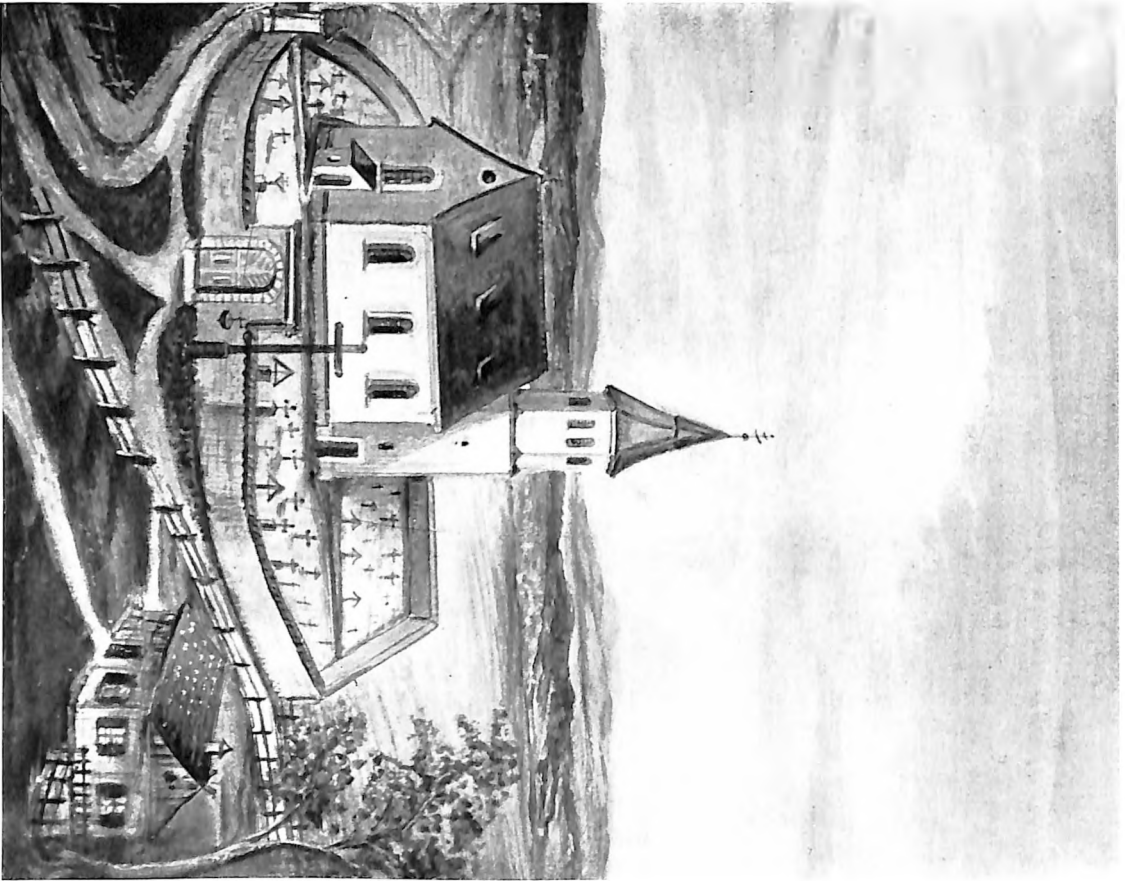


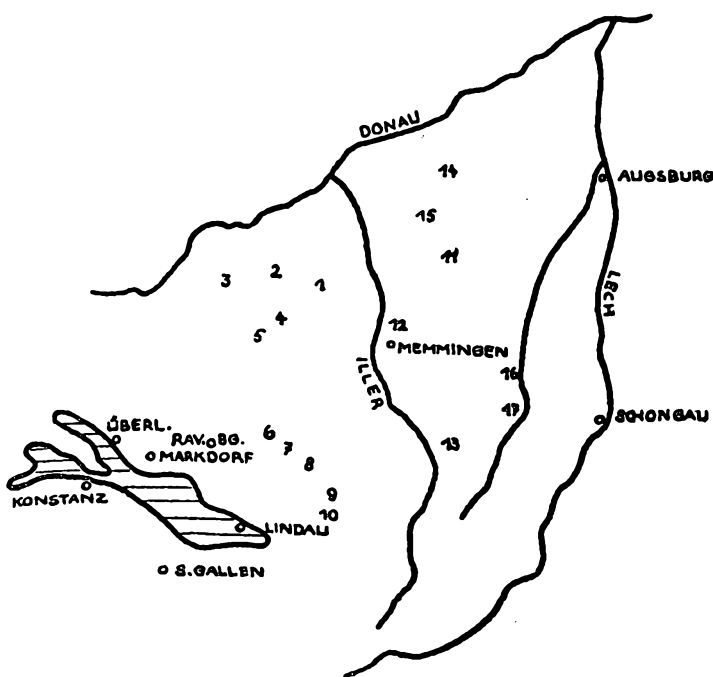
Abb. 1. St. Martinskirche zu Worringen (abgebrochen 1806).
Nach einem Ölbild im Städt. Museum Memmingen.



Abb. 3. Bildnis des Rodericus Maurus Moritz (1706—82)
Nach einem Ölbild im Pfarrhof zu Maria Steinbach.

Überblicken wir kurz die der Iller nächstgelegenen Funde (Karte II)!

1. *Reinstetten/Biberach*, Mittelaltermünzen, nähere Angaben fehlen.
2. *Biberach*, Heller, wohl aus dem Ende des 14. Jahrhunderts.
3. *Federsee/Saulgau*, 9000 Brakteaten des Bodenseegebiets, darunter mehrere Augustenses, vergraben in der 1. Hälfte 13. Jh.
4. *Schweinhausen/Biberach*, zwei Rottweiler Brakteaten aus dem Ende des 13. Jahrhunderts.
5. *Winterstetten/Waldsee*, etwa 150 Brakteaten des Konstanzer Typs aus der Mitte des 13. Jahrhunderts.
6. *Wolfegg/Ravensburg*, etwa 8000 Brakteaten des Bodenseegebiets, vergraben nach 1275.
7. *Kisslegg/Wangen*, süddeutsche Brakteaten; nähere Angaben fehlen.
8. *Waltershofen/Wangen*, etwa 150 Bodenseebrakteaten aus der 1. Hälfte des 13. Jahrhunderts.
9. *Eglofs/Wangen*, ein Kölner Goldgulden aus dem 14. Jh.
10. *Grünenbach/Weiler, Wangen*. 500—800 Brakteaten vorwiegend des Konstanzer Typs und Heller; vielleicht gehört auch ein Augsburger Gepräge zu diesem Fund, der Anfang 14. Jahrhundert vergraben sein dürfte.



Karte II:

Münzfunde und die im Fund von Niederrieden vertretenen Münzstätten

11. *Billenhausen/Krumbach*, etwa 5000 Pfennige und Heller vorwiegend fränkischen Schlags aus dem 14. Jahrhundert.
12. *Niederrieden/Memmingen*, 115 Brakteaten des Bodenseegebiets und 1 Augustensis, vergraben ab Ende 13. Jh.
13. *Leubas/Kempton*, über 2000 Pfennige vorwiegend aus dem Konstanzer Münzbereich, dazu 13 Augustenses; vergraben um 1210/20.
14. *Wettenhausen/Günzburg*, ein Topf voll Münzen, darunter Augustenses; vergraben ab 1. Hälfte 14. Jahrhundert.
15. *Hausen/Krumbach*, 70—80 Brakteaten, meist Augustenses, einige Heller und Rottweiler Adlerbrakteaten; vergraben um 1280/90.
16. *Irsee/Kaufbeuren*, 309 Augustenses aus der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts.
17. *Ruderatshofen/Markt Oberdorf*, Fund 1837: 141 Augustenses aus der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts. Fund 1874:

1500 vorwiegend Augustenses, häufig auch Kemptener Gepräge, vereinzelt Konstanzer und bayerische; vergraben um 1200/25. Fund 1882: über 300 vorwiegend Kemptener Gepräge, darunter 20 Augustenses und 3 Konstanzer; vergraben um 1200/25.

Die Übersicht ergibt, daß von den zehn angeführten Funden westlich der Iller, deren Inhalt sich vom 12. bis ins 14. Jahrhundert erstreckt, nur in dem Fund am Federsee und vielleicht in dem von Grünenbach Augustenses des 13. Jahrhunderts vorkommen. Sonst bringen die Funde im wesentlichen Münzen des Konstanzer Typs. Dicht östlich der Iller stoßen wir auf zwei Funde, deren Inhalt ebenfalls vom Konstanzer Pfennig beherrscht wird, denen sich aber einzelne Augustenses beigesellt haben; das ist der Fund Leubas, vergraben zu Beginn des 13. Jahrhunderts, und unser Niederriedener Fund. In den fünf aufgeführten Funden weiter östlich der Iller bilden die Augustenses durchweg die Hauptmasse; Konstanzer und andere Gepräge fügen sich bei, zahlreich ja in dem dritten Fund von Ruderatshofen. Jedoch dringt der Konstanzer Pfennig noch tiefer in den Augsburger Münzbereich bis an den Lech vor, wenn auch nur vereinzelt.

Einen anderen Zug in diesem Bild wechselseitiger Verbindung und somit auch einer weiter gefaßten Einheit entdecken wir, wenn wir eine Reihe Konstanzer Gepräge neben eine Reihe gleichzeitiger Augsburger Gepräge legen. Zu einem Brakteaten unseres Fundes, zu dem Konstanzer Königspennig mit dem gekrönten Kopf, gibt es ein Parallelstück in der Augustensesreihe, einen Brakteaten des Bischofs Hartmann (1250/86), aus der Zeit gegen Ende seiner Regierung. Die Zeichnung des Kopfes ist bei beiden genau dieselbe: die wulstartige Lippe, die stark plastisch hervortretenden Backen, durch Ringel dargestellte Augen und schließlich die beiderseitigen Schläfenlocken. Nur ist auf dem Augsburger Gepräge an die Stelle der Krone die Mitra gerückt und an die Stelle des Perlenrandes der Bogenrand.

Die Konstanzer Gepräge sind noch nicht näher daraufhin untersucht worden, aber man kann hier ebenso wie bei den Augustenses eine stilistische Entwicklungslinie aufstellen, die eine mit jenen gleichlaufende Abwandlung der einzelnen Stilmerkmale aufweist, so etwa die Wandlung vom mandel- bzw. kugelförmigen Auge zum Ringelauge, vom schlitzartigen Mund zur Darstellung der Lippen, von der Wiedergabe des Haares bis zu seiner Weglassung, vom breiten bis zum schmalen und weniger sorgfältig ausgearbeiteten Zierrand außen, und ähnliches mehr. Auch in der Wahl des Bildinhaltes, in der Bildkomposition lassen sich Parallelen aufzeigen. Nicht unmittelbar hierhergehörend, aber doch erwähnenswert ist, daß diese im ganzen schwäbischen Gebiet zwischen Lech, Donau, Thur und Vorarlberg zu beobachtende Verbreitung gemeinsamer Münzbilder über dieses Gebiet hinaus sich auf den bayerisch-fränkischen Raum erstreckt.

Wenn man wie im vorhergehenden versucht, die Wechselseitigkeit zweier Münzumlaufsgebiete aufzuzeigen und dabei auch das beiden Gemeinsame herauszuarbeiten und so beide in einem umfassenderen Bereich gelegen sieht, der dann weniger von äußeren Grenzen gezogen wird, als vielmehr von inneren gleichartigen Vorgängen bestimmt ist, so darf eine Entwicklung nicht unerwähnt bleiben, die sich freilich nicht auf Schwaben beschränkt, sondern ebenso in Franken und in Bayern sich vollzieht (um nur diesen süddeutschen Raum anzuführen), die aber in der Parallelität der Erscheinungen in Konstanz wie in Augsburg etwa sehr deutlich ein Gemeinsames in Erscheinung treten läßt. Im 13. Jahrhundert nämlich macht sich stark das Bestreben der Städte, der Bürgerschaften geltend, auf die Gestaltung des Münzwesens Einfluß zu gewinnen. Sie sind gegen Ende dieses Jahrhunderts bereits so stark in ihrer politischen und wirtschaftlichen Stellung, daß sie diesen erstrebten Einfluß besitzen und ein gewichtiges Wort im Münz- und Geldwesen mitzusprechen vermögen. Die Bischöfe beider Städte sehen sich mehrfach genötigt, bei den Bürgerschaften Geld aufzunehmen. Die anlässlich solcher Übereinkommen geschlossenen Verträge haben zum Hauptinhalt die Verpflichtung seitens der Bischöfe, die Münze

während der Vertragsdauer weder in der Ausbringung noch im Bild zu ändern. Die Bürger gehen also darauf aus, eine beständige Münze zu haben; das Ergebnis ist der sogenannte „ewige Pfennig“, wie er im Fund von Niederrieden mehrfach vorliegt. Die Verträge werden wiederholt bis weit in die 1. Hälfte des 14. Jahrhunderts hinein erneuert.

Soweit diese Skizze, zu der dieser schöne Münzenfund den Anlaß gegeben hat. Es war mir darum zu tun, etwas von der Einheit des schwäbischen Münzbereichs aufzuzeigen, von der Suevia numismatica, wie sie Altmeister Grote in seiner heute noch so lesenswerten Münzstudie schildert.

Literatur:

J. Cahn, Münz- und Geldgeschichte von Konstanz und des Bodenseegebiets im Mittelalter. Heidelberg 1911

H. Gebhart, Die Münzgeschichte des Stiftes Kempten. Mitt. d. Bay. Numismat. Ges., München 1933

H. Grote, Münzstudien Bd. VI. Leipzig 1875 ff.

R. v. Höfken, Archiv für Brakteatenkunde, Wien 1885 ff.

O. Lanz, Die Münzen und Medaillen von Ravensburg. Stuttgart 1927

W. Lebek, Die Münzen der Stadt Lindau. Deutsches Jb. f. Numismatik III/IV München 1940/41

W. Lebek, Die Münzen der Stadt Überlingen. Halle 1939

Fr. Raders, Zur Geschichte der alten Handelsstraßen in Deutschland. Gotha 1907

D. Steinhilber, Geld- u. Münzgeschichte Augsburgs im Mittelalter. Jb. f. Numismatik u. Geldgesch. V/VI Kallmünz Opf. 1954/55

H. Wölfl, Die Münzen und Medaillen der Stadt Memmingen. Mitt. d. Bay. Numismat. Gesellsch., München 1937.

Anmerkung der Schriftleitung: Der Fundbesitzer Michael Herz in Niederrieden hat mittlerweile ein bzw. zwei Stücke jeder Prägung dem Museum der Stadt Memmingen geschenkt; dafür sei ihm auch hier herzlich und öffentlich gedankt! W. B.

Der Baumeister der Wallfahrtskirche zu Maria Steinbach

Von Hermann Epplen

Im Jahre 1954 wurde in feierlicher Weise das 200jährige Bestehen der Wallfahrtskirche in Maria Steinbach begangen. Man sollte nun meinen, man dürfte nur eine Schublade ziehen, um sich über alles Wissenswerte vom Bau dieser verhältnismäßig jungen Kirche ins Bild zu setzen. Aber es ist eigenartig: kein Archiv gibt Kunde vom Bau, am allerwenigsten vom Baumeister. Dies kann auch nicht anders sein; denn die dunkle Sage, daß die Bauakten über die Wallfahrtskirche zu Maria Steinbach einmal einem Archivbrand zum Opfer gefallen seien, ist nun leider bestätigt worden. Infolgedessen konnten sich bisher alle Sachverständigen nur auf Mutmaßungen über den Baumeister beschränken. Nachfolgend ein bunter Strauß von Meinungen bedeutender Kunsthistoriker bei der Suche nach dem großen Unbekannten:

Domkapitular Dr. Michael Hartig (München) hält es für wahrscheinlich, daß der Architekt der Steinbacher Wallfahrtskirche, die die Prämonstratensermonche des Klosters Rot 1740 bis 1753, ebenfalls wie die in Steinhausen, derschmerzhaften Muttergottes errichteten, Dominikus Zimmermann gewesen sei (Allg. Volksfreund, Nr. 302 vom 18. 12. 1928). — Max Hauttmann schreibt (Geschichte der kirchlichen Baukunst . . . 1922, S. 187): „Der tüchtige Füßener Lokalmeister Johann Gg. Fischer bildet ein Übergangsglied. Er erbaute die Wallfahrtskirche Bertoldshofen 1730 bei Marktoberdorf. Das Wandpfeilersystem wird aufgegriffen in der kathol. Pfarrkirche in Lindau (1730) und in der Wallfahrtskirche Steinbach a. d. Iller (s. Kalender für kath. Christen 1853) 1740—1753, die wir ihm zuschreiben möchten.“ — Traditionsgemäß soll ein Tiroler Meister der Urheber des Baues sein. Stadtprediger Schöttl (Günzburg) machte auf Kleinhaus aufmerksam, der 1740—1750 feiert. — Man hat auch an den berühmten Johann Michael Fischer von München gedacht, der an der Basilika in Ottobeuren mitgewirkt hat. — Oberlehrer L. Mayr (Steinbach 1918—1929) glaubt sogar den Maurermeister Anton Lacher von Kirchberg, geb. 17. 1. 1705, als Baumeister der Kirche vorschlagen zu können.

Dr. Hugo Schnell schreibt in dem von ihm herausgegebenen kleinen Kirchenführer: „Mit Michael Hartig denke ich an Dominikus Zimmermann, der für die Prämonstratenser die Wallfahrtskirchen Steinhausen und Wies erbaute. Seine Formwelt ist vor allem die vorgebaute Fassade, das Tor, die Seitengiebel, die Doppelaltaranlagen, die mit Wies überraschend übereinstimmen. Die obere Hälfte der bizarren Fensterform in der unteren Reihe klingt an das Portalfenster der Johanniskirche in Landsberg an. Aber im Räumlichen schwingt ein anderer Rhythmus.“ An anderer Stelle meint Dr. Schnell jedoch: „Die Überlieferung wird recht haben, daß der Bauplan vom damaligen Roter Abt Ignaz Vetter stammt, der wohl (ähnlich in Ottobeuren usw.) von den Genannten Pläne anforderte und sie ver-

wertete. Der „Kurze Bericht über den Ursprung der Wallfahrt Steinbach“ (Ottobeuren 1833) nennt in Übereinstimmung mit dieser Tradition den Roter Abt als Erbauer. Nachdem die Roter Äbte ab 1781 auch ihre Abteikirche selbst erbauen, gewinnt der Abt Vetter als wirklicher Bauherr weiterhin an Wahrscheinlichkeit. Der bedeutende Kirchenchronist P. Stadelhofer, selbst Pfarrvikar in Steinbach, verschweigt auch den Namen eines Architekten, weil eben höchstwahrscheinlich, im nicht begüterten Rot verstehbar, die Abtei selbst als „Architekt fungierte.“

Diesen verschiedenen Mußmaßungen stelle ich einzelne *Richtigstellungen und Überlegungen* entgegen:

1. Es ist mit Sicherheit festgestellt, daß mit dem Kirchenbau in Steinbach im Jahre 1746 begonnen wurde und nicht 1740, wie Georg Dehio, Michael Hartig, Schöttl und Hauttmann in ihren Abhandlungen melden. Man sieht daraus, wie eine irrtümliche Feststellung hartnäckig fortgepflanzt und ohne Nachprüfung immer wieder übernommen wird.

2. Zu dem Gedanken, daß Dominikus Zimmermann auch der Baumeister der Steinbacher Kirche gewesen sei, möge folgendes bedacht werden:

Der Bau der Wallfahrtskirche in Maria Steinbach wurde genau im selben Jahre begonnen (1746) wie der Bau der Wieskirche. Carl Lamb schreibt in seinem Buch „Die Wies“ (1937) S. 22: „... ist die Wieskirche, deren Baumeister sich ganz seiner Aufgabe widmen konnte, und der zuletzt den Bau nicht mehr verließ, in dem Zeitraum von neun, längstens zwölf Jahren vollendet worden.“ Es ist nicht gut denkbar, daß Zimmermann bei den beträchtlichen Entfernungen beide Kirchen gleichzeitig bauen konnte, zumal er sich ja, wie gesagt, ganz seiner Wieskirche widmete. Außerdem schreibt Adolf Feulner in „Die Wies“: „Seinen Namen hat der Künstler stolz an einer für alle Eintretenden sichtbaren Stelle, unter der Orgelempore, angebracht. In Steinhausen: „Dominikus Zimmermann, Arch. et Stuckador Landsbergensis.“ In der Wies: „Dominikus Zimmermann Baumeister v. Landsperg.“ Dominikus Zimmermann hätte sicherlich auch hier in Steinbach seinen Namen in großen, goldenen Buchstaben angebracht wie in Steinhausen und in der Wies; denn auf den hiesigen Bau wäre er ebenso stolz gewesen wie auf jene.

3. Da der ebenfalls genannte Joh. Gg. Fischer 1747 starb, also zu Anfang des hiesigen Baubeginns, scheidet er naturgemäß aus der Liste der mutmaßlichen Baumeister ohne weiteres aus.

4. Zu Kleinhaus ist zu bemerken, daß seine Kirche in Groß-Utingen völlig andere Konstruktionen als das Steinbacher Wandpfeilersystem, das Vorarlberger Schema, zeigt.

5. In seinem Bemühen, ebenfalls zur Klärung der Baumeister-

frage beizutragen, hat Oberlehrer *Mayr* den einfachen und sonst unbekannten Maurermeister *Anton Lacher* von Kirchberg als Baumeister unserer Kirche vorgeschlagen, eine ziemlich gesuchte Lösung. Lacher ist im „Heiligenbuch“ der Pfarrei Steinbach 1763 genannt. Er kann doch nur als mitarbeitender oder noch als ausführender Maurermeister in Frage kommen, so wie sich auch Dr. Schnell ausdrückt.

Bevor ich meine Ansicht zur Klärung der Baumeisterfrage auf Grund meiner jahrelangen Beschäftigung mit der örtlichen Heimatgeschichte darlege, seien zum besseren Verständnis meiner nachfolgenden Beweisführung einige Hinweise angeführt:

1. Ich entnehme den Ausführungen von *Dr. August Willburger*, Pfarrer in Oberopfingen, in seinem Werkchen „Das Prämonstratenser-Kloster Rot“ (1926) über den Bau der Klosterkirche zu Rot (S. 24, 33, 34, 53) folgendes:

Mauritius Moritz von Biberach war Abt des Klosters Rot von 1760—1782. Er machte sich ungeachtet seiner Krankheit und seines Alters im Jahre 1777 daran, einen Neubau der Klosterkirche Rot vorzunehmen. Schon war der Chor vollendet und vom Schiff das Dach entfernt, als der Tod 1782 seinem Plan und seinen Arbeiten ein Ende setzte. Seinem Nachfolger *Willibold Held* von Erolzheim, Abt von 1782—1789, blieb nichts anderes übrig, als das begonnene Werk fortzusetzen. Am 26.3. 1783 wurde der Grundstein der Kirche gelegt. Alles wurde vom Kloster selbst besorgt. Der Bauplan war vom Abt erdacht. Dann wurde als Bauinspektor aufgestellt P. Siardus Binder. Als Baukommission fungierte: der Abt, der Kellermeister P. Dominikus Schmid, der Küchenmeister P. Mauritius Sohler, der das jetzt noch im Schloß befindliche Modell anfertigte, der Klosterschreiner Martin Barthen, der den Bauriß zeichnete, und der „erfahrenste der Maurermeister“, Josef Jäck. Am 16. Juli 1786 wurde dann die Kirche feierlich eingeweiht. In einer zugemauerten Fensternische hängt das kleine runde *Brustbild des Erbauers der Kirche, des Abtes Willibold Held, mit Bauplan und Zirkel*.

2. Über dem großen Fenster der Orgelempore der Kirche in Maria Steinbach ist zwischen den beiden Orgelgehäusen ein großes geschnitztes *Wappen* aufgehängt, das nun nach der Kirchenrenovierung im Jahre 1953 wieder alle Einzelheiten deutlich zeigt. In den drei Feldern des Wappens sehen wir links oben den Fisch mit Ring, rechts oben einen Greif und im unteren Feld einen Bienenkorb. Gekrönt ist das Wappen mit einer geschnitzten Miniaturnachbildung der Steinbacher schmerzhaften Muttergottes. Nachdem die Wappen der anderen Äbte für die in Frage kommende Bauzeit der Kirche bekannt sind, kann dieses Wappen nur das des *Abtes Ignatius Vetter* (1739—1755) sein. Fisch und Greif gehören zum Roter Wappen. Der Fisch mit dem Ring im Maul deutet auf die hl. Verena hin, die Kirchenpatronin von Rot. Der Greif stammt aus dem Wappen der Wildenberg, welche die Stifter des Klosters waren. In Rot wurde gern in rein geistlichen Angelegenheiten mit dem Fisch, in weltlichen mit dem Greif gesiegelt. Meist nahmen die Äbte nur eines der beiden Symbole ins Wappen: Abt Ignatius Vetter z. B. den Fisch und Abt Mauritius Moritz den Greif. Was den Bienenkorb betrifft, so können verschiedene Deutungen in Frage kommen: der Bienenkorb galt als Symbol der himmlischen Beredsamkeit oder doch der Verkündigung des Gotteswortes, welches gemäß dem Psalmwort süßer ist als Honig und Honigseim. Aus diesem Grunde haben Ambrosius und St. Bernhard den Bienenkorb als Symbol. Es ist auch möglich, daß Abt Ignatius von einem Imker stammt oder er selbst die Imkerei liebte und ausübte.

Wir kennen die folgenden Lebensdaten von Abt Ignatius Vetter: geboren 18. 2. 1697 in Kirchheim, in Rot eingetreten am 11. 6. 1712, Priester 29. 3. 1721, im Juli 1720 Doktor des kirchlichen und bürgerlichen Rechtes, Abt seit 31. 5. 1739, gestorben am 13. 1. 1755.

3. Im Pfarrhof zu Maria Steinbach hängt ein großes Ölgemälde des Abtes *Mauritius Moritz*. Er ist neben einem Tischchen stehend abgebildet, auf welchem bei einer eiförmigen Taschenuhr und einem Tintenfaß ein Bauplan und ein Meß-

stab liegen, während er selbst *einen Zirkel in der Hand hält*. Links oben befindet sich sein Wappen: die schmerzhaft Muttergottes von Steinbach, zu beiden Seiten zwei kleine Mohren und darunter ein Greif. Das Bild ist signiert: „J. M. Ronenberg pinx: 1766“. Die zwei Neger, Mauren oder Mohren erklären sich leicht als Anspielung auf „Mauritius“ und „Moritz“ (Mohr, wie er auch genannt wird) (Abb. 3).

Was ergibt sich aus den bisherigen Ausführungen?

1. Beim Betrachten unserer Kirche tritt uns verschiedentlich Dominikus Zimmermanns Formenwelt klar vor Augen. Vor allem ist es die zweifach vorgebaute, schwungvolle Westfassade mit dem großen Tor, dann sind es die Seitengiebel, sowie die Doppelaltaranlage, die mit Wies und Günzburg überraschend übereinstimmt. Die obere Hälfte der bizarren Fensterformen in der unteren Reihe klingt an das Portalfenster der Johanniskirche in Landsberg an; es liegt ohne Zweifel Zimmermannscher Schwung darin. Jedoch im Räumlichen empfinden wir einen anderen Rhythmus.

Andererseits weisen verschiedene Kunstsachverständige nicht mit Unrecht auf die zeitgenössischen großen Kirchenbaumeister hin, wie Christian Wiedemann (gest. 1739) und dessen Sohn Johann B. Wiedemann, J. Georg Fischer (gest. 1747) und J. Michael Fischer (gest. 1766), die im schwäbischen Raum bauten und deren Ideen den beiden Roter Äbten als Vorbild dienten. Es sind in der Kirche zu Steinbach eine Reihe von Einzelheiten, die auf diese Quellen hindeuten und nicht mit Zimmermann in Einklang zu bringen sind.

2. Es dürfte die Überlegung recht haben, daß der Bauplan vom damaligen *Roter Abt Ignatius Vetter* stammt, der nach eingehendem Studium der Bauwerke anderer Meister und nach Anforderung verschiedener Baupläne aus der Formenwelt dieser Vorbilder schöpfte, eine Reihe von Ideen mit seinem eigenen Planen verschmolz und danach ein Bauwerk schuf, das alle Bewunderung verdient. Ein wichtiger Fingerzeig ist auch „*Der kurze Bericht über den Ursprung der Wallfahrt Steinbach*“ (Ottobeuren 1833), der den Roter Abt als Erbauer nennt. Die Zeitspanne zwischen der Erbauung unserer Kirche und 1833 ist doch verhältnismäßig gering, so daß damals das Ereignis noch gut im Gedächtnis gewesen sein muß, und somit die Angabe im erwähnten „Kurzen Bericht“ sehr glaubwürdig erscheint.

3. *Dr. Schnell* schreibt in seinem Buche „Der bairische Barock“, S. 128 ff.: „Nicht vergessen sei auch der Hinweis, daß der Klerus selbst sehr viele Künstler stellt. Die Zeit des Barocks ist die Zeit des Künstlertums und viele der Künstler im Habit und Soutane waren führend.“ Auch das Kloster Rot verfügte beim Neubau der Roter Kirche über eine Reihe von kunstverständigen und bautechnisch erfahrenen Patres, auf welche auch Dr. August Willburger in seinem schon erwähnten Büchlein „Das Prämonstratenser-Kloster Rot“ hinweist.

4. In dem 1723 von P. Hieronymus Richter, Pfarrvikar in Steinbach, begonnenen Aufschreibebuch „*Notabilia quaedam*“ finden wir etwa in der Mitte *drei flüchtige Kirchenskizzen* nebeneinander eingezeichnet und zwar: ein tempelartiger Bau mit Säulen, eine dreischiffige Basilika ohne Turm und eine Kirche mit zwei Kuppeltürmen. Die Skizzen sind nach 1740 entstanden. Es ist daraus ersichtlich, daß vor Beginn des Kirchenbaues im Jahre 1746 manche Aussprache unter den zuständigen Patres über die geplante Gestaltung der Kirche stattgefunden hat, bis man sich auf die jetzige Form einigte. Bei einem solchen Hin und Her der Meinungen entstanden die drei Skizzen auf dem nächsten bereitliegenden Papier, dem Aufschreibebuch. Diese zeichnerische Andeutung von verschiedenen Baumöglichkeiten deutet auf keinen fremden Baumeister hin.

5. Die Roter Äbte pflegten ihre *Wappen oder Porträts* an Bauten, die von ihnen aufgeführt wurden, anzubringen. Siehe das Wappen des Abtes *Hermann Vogler* am Pfleghof und Pfarrhof in Maria Steinbach, die von ihm 1713 bzw. 1720 erbaut worden sind, oder das Bildnis des Abtes *Willibold Held* mit Bauplan und Zirkel in einer Nische der Roter Kirche. Interessant ist, was der Roter Klosterchronist P. Stadelhofer im III. Band seiner Klosterchronik schreibt: „*Anno 1722: Unter dem*

Abte Hermann Vogler von Rot wurde der Bau des Pfarrhauses in Steinbach glücklich zu Ende geführt, da er selber „ichnographo et architecto“ war (Planzeichner u. Baumeister). Man sieht hieraus, daß die Neigung der Roter Äbte, sich nebenbei auch als Baumeister zu betätigen, keine Ausnahme ist.

In Maria Steinbach ist über der Orgelempore das Wappen des Abtes *Ignatius Vetter*, das auf der Spitze die Figur der schmerzhaften Muttergottes trägt. Auf sein wohl gelungenes Werk ist er stolz und schmückt es vielleicht schon 1753, als auch die Steinplatte aus Anlaß der Vollendung des Rohbaues neben dem Südeingang der Kirche angebracht worden ist, mit seinem Wappen.

6. Im Pfarrhof zu Maria Steinbach, und nicht im Kloster Rot, hängt das Ölgemälde des im Jahre 1760 zum Abt ernannten *Mauritius Moritz*. Im Jahre 1766 läßt er sich als Abt in Öl malen und bringt dieses Gemälde nach Maria Steinbach, wo er neun Jahre, wenn auch mit kleinen Unterbrechungen, gewirkt hat. Er ist ein hervorragender Baumeister, was auch daraus hervorgeht, daß er 1777 nach seinen eigenen Plänen die Roter Klosterkirche in Angriff nimmt. Wenn er sich jedoch schon 1766 mit Bauplan und Zirkel abbilden läßt, so bezieht sich das nicht auf den späteren Neubau der Roter Kirche, sondern auf eine frühere Betätigung als Baumeister. Ist es nur Zufall, daß er sich kurz darauf, nachdem in der Steinbacher Kirche 1765 auch die letzten Innengerüste gefallen sind und das Marienheiligtum somit endgültig als vollendet betrachtet werden kann, als Baumeister mit all den dazugehörigen Utensilien (die Insignien als Abt sind nur nebensächlich angedeutet) konterfeien läßt? Will er damit nicht zum Ausdruck bringen, daß er maßgebend an der Durchführung des Baues mitgewirkt hat?

Das Abtwappen von *Mauritius Moritz* in Rot enthält ein weißes Kreuz auf rotem Grund. Über dem Kreuz, es teilweise verdeckend, steht der Greif. Oberhalb des Schildes steht die Muttergottes von Steinbach zwischen zwei Mohren.

Seine Lebensdaten: geboren in Biberach am 20. 11. 1717, eingekleidet in Rot am 13. 5. 1733, Profeß 13. 5. 1737, Priester 23. 9. 1741. Als Hilfspriester in den Matrikelbüchern von Steinbach genannt 1750/51/52, als Taufpriester die 1. Taufe in der neuen Kirche vollzogen am 24. 5. 1753, 1754 wieder genannt, als Pfarrvikar unterzeichnete er am 23. 11. 1755, den Namen auf einer Orgelpfeife eingekritzelt im Jahre 1756, als Pfarrvikar spendet er 1757 einen fl. für die Böller, als Parochus unterzeichnet er 1759; im Jahr 1760 wird er zum Abt ernannt.

7. Dominikus Zimmermann pflegte sich mit großen Goldbuchstaben in den von ihm erbauten Kirchen zu verewigen, auf die er mit Recht stolz war. Diese Art entsprach nicht dem einfachen Ordensgeist. Nur ein sehr bescheidenes Metallschriftband, das an unscheinbarer Stelle kaum von einem Besucher der Kirche beachtet wird, weist auf den Abt *Mauritius Moritz* hin. Es befindet sich unten am Gitter über dem Hochaltar und zeigt die Inschrift:

„*Mauritius Abbas*“

Somit hat sich *Abt Ignatius Vetter*, der den Bau begonnen hat, auf der Rückseite über der Orgel mit seinem Wappen verewigt und der Vollender des Baues, *Abt Mauritius Moritz*, mit einem einfachen Schriftband über dem Hochaltar.

Nach all dem Gesagten dürfte es wohl stimmen, daß *Abt Ignatius Vetter* der Schöpfer des Bauplanes der Wallfahrtskirche zu Maria Steinbach ist und dabei sehr wahrscheinlich angeforderte Pläne Zimmermanns mit verwertete. Der junge, begabte und sehr kunstverständige *P. Mauritius Moritz* stand ihm bei diesem großen Werke tatkräftig, vielleicht maßgebend, zur Seite. Mitbeteiligt wird wahrscheinlich auch *P. Siardus Binder* gewesen sein, der später beim Bau der Roter Kirche als „Bauinspektor“ fungierte. Er ist in den hiesigen Pfarrmatrikelbüchern ebenfalls wie *Mauritius Moritz* als Hilfspriester (*Subsidiarius*) aufgeführt. Aber beide Patres sind mit dem Titel „*Admodum R.P.*“ bezeichnet, was eine besondere Hervorhebung bedeutet. Wenn dies bei Hilfspriestern geschah, so hatten die beiden doch eine besonders achtbare Aufgabe und genossen eine besondere Wertschätzung.

Daß beide Äbte, *Ignatius Vetter* und *Mauritius Moritz*, die

schmerzhaften Muttergottes von Maria Steinbach in ihr Wappen aufgenommen haben, geschah sicher nicht von ungefähr. Sie wollten damit ihre innere Verbundenheit mit der wunderthätigen Schmerzensmutter zum Ausdruck bringen und zugleich sollte das Bildnis im Wappen das sprechende Zeugnis dafür sein, daß sie die Schöpfer der Wallfahrtskirche in Maria Steinbach waren.

ANHANG:

Abtreihe des Klosters Rot a. d. Rot

Die folgende Abtreihe entstammt einer Mitteilung des Hauptstaatsarchives Stuttgart und wird gegeben nach *Benedikt Stadelhofer, Historia imperialis et exempti collegii Rothensis in Suevia . . .*, dessen erste 2 Bände 1787 in Augsburg gedruckt wurden und dessen dritter, nicht veröffentlichter Band sich im Hauptstaatsarchiv Stuttgart im Bestand J II (Handschriften) unter Nr. 159 findet. *Stadelhofer* führt bis 1786. Die folgenden Äbte wurden nach dem Repertorium des Bestandes B 486—488 (Kloster Rot) angegeben (geringe Abweichungen bei *August Willburger*, Geschichte des Prämonstratenserklosters Rot 1126 bis 1926, Rot 1926).

- | | |
|---|-------------------|
| 1. Burkhard 1126 | } unsichere Reihe |
| 2. Ottimo 1140 | |
| 3. Berchtoldus I | |
| 4. Volmarus | |
| 5. Albertus 1217 | |
| 6. Heinrichus 1222 | |
| 7. Wernherus | |
| 8. Reinhardus | |
| 9. Berchtoldus II de Kellmünz 1268. 1273 | |
| 10. Heinrichus II de Vellheim 1278. † um 1307 | |
| 11. Conradus I ab Au 1311. 1340 | |
| 12. Eglolfus de Lutrach 1352. 1364 | |
| 13. Hainricus III, de Kruchewis 1369. 1381 | |
| 14. Conradus II Fruwenbis 1382. 1391 | |
| 15. Joannes I Barner 1391. 1397 | |
| 16. Petrus I recutitus 1397. 1402 | |
| 17. Lucius 1402. 1403 | |
| 18. Petrus II Staedelin 1406 | |
| 19. Fridericus I Bidermann 1407 | |
| 20. Joannes II Gaeldrich 1407. 1413 | |
| 21. Leonardus Dapifer 1414. 1417 | |
| 22. Henricus IV Merck 1418. 1420 | |
| 23. Martinus Hesser 1422. 1457 | |
| 24. Georgius Igenow 1458. 1470 | |
| 25. Joannes Mosheim 1470. 1475 | |
| 26. Heinrichus Hünlin 1476. 1501 | |
| 27. Conradus Ermann 1501. 1520 | |
| 28. Joannes Lauginger 1521. 1533 | |
| 29. Conradus Ermann d. J. 1533. 1543 | |
| 30. Conradus Spleiß 1543. 1549 | |
| 31. Vitus Textor 1540. 1556 | |
| 32. Dominicus Freyberger 1556. 1560 | |
| 33. Martinus Ermann 1560. 1589 | |
| 34. Martinus Schlaih 1589. 1591 | |
| 35. Balthasar Held 1592. 1611 | |
| 36. Joachimus Gieteler 1611. 1630 | |
| 37. Ludovicus Locher 1630. 1667 | |
| 38. Fridericus Romel 1667. 1672 | |
| 39. Martinus Ertle 1672—1711 | |
| 40. Hermann Vogler 1711—1739 | |
| 41. Ignatius Vetter 1739—1755 | |
| 42. Ambrosius Guggenmoos 1755—1758 | |
| 43. Benedictus Stadelhofer 1758—1760 | |
| 44. Mauritius Moritz 1760—1782 | |
| 45. Willebold Held 1782—1789 | |
| 46. Nicolaus Betscher 1789 [1793] — 1803. | |

CASSILIACUM

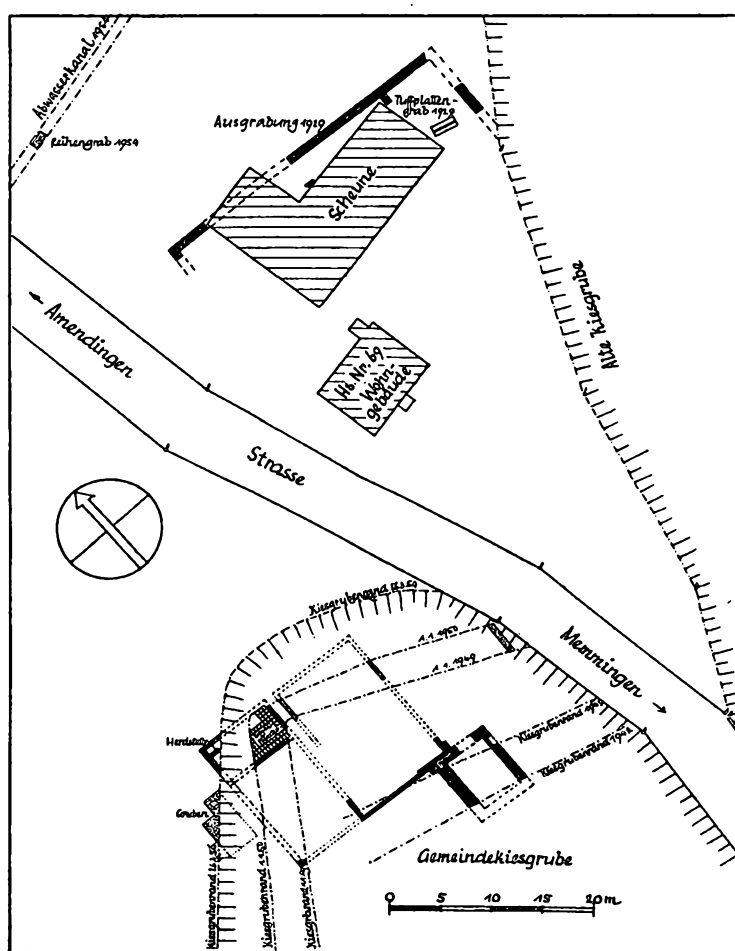
Funde aus der Römerzeit im Stadt- und Landkreis Memmingen

Von Walter Braun

(Fortsetzung)

Zu den kleineren Funden aus römischer Zeit gehören in unserem Bereich auch zwei *Gutshöfe*, von denen der eine in Amendingen lag und durch eine Kiesgrube aufgefressen worden ist (falls in den kommenden Jahren nicht noch weitere Spuren sichtbar werden), während der andere eigentlich schon gar nicht mehr zum Landkreis Memmingen gehört; er befindet sich aber hart an der Grenze zwischen Bayern und Baden-Württemberg südlich des Hofes Obermucken (Gem. Aitrach, Landkreis Wangen). Die Fundstücke in beiden Fällen sind ziemlich gering, sollen aber doch hier einmal veröffentlicht werden.

Herr Dr. Hans-Jörg Kellner vom Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege in München hatte die Liebenswürdigkeit, einen zusammenfassenden Bericht von der Ausgrabung in Amendingen zu dem vom Landesamt gefertigten Plan zu verfassen.



Karte III:
Die römische Anlage bei Amendingen

„Südlich Amendingen war 1929 unmittelbar ostwärts der Scheune zu Haus Nr. 69 ein Reihengrab angeschnitten worden, das aus Kalktuffplatten einen satteldachartigen Grabbau aufwies (Karte III; das Steinplattengrab befindet sich jetzt am Südwesteingang des Waldfriedhofes zu Memmingen). Wenige Meter nördlich und ostwärts davon konnte eine 1 m starke Mauer aus unbehauenen Tuffsteinen mit Mörtelguß festgestellt werden, deren Innenfläche in 90 cm Tiefe einen Kalkstrich — vielleicht von einem Hypokaustkeller — zeigte. Außerhalb der Gebäudeecke kamen weitere Reihengräber zutage. Obwohl noch die W-Ecke der Mauer ergraben wurde und zahlreiche Ziegel und die Anlage sich als römisch erwiesen, konnte der Charakter des Bauwerkes nicht geklärt werden. Wesentliche Teile

des Gebäudes waren zweifellos beim Kiesabbau in der Grube ostwärts von Haus Nr. 69 im vergangenen Jahrhundert bereits zerstört worden (Bayer. Vorgeschichtsfreund 9, 1930, 64).

Auch in der Gemeindekiesgrube westlich der Straße waren 1942 Tuffmauern beobachtet worden. Hierauf nahm im Februar/März 1943 im Auftrage des Heimatdienstes H. Zeller, Illerbeuren, Ausgrabungen kleineren Umfanges vor. Seinem Bericht entnehmen wir: In nur 20 cm Tiefe konnten die nördlichen Mauern eines Rechteckbaues aus Tuffsteinen festgestellt werden, die 10—20 cm in den gewachsenen Boden eingetieft waren. Die Mauern waren verschieden stark: W. 1,1 m; O. 0,9 m; N. 0,95 m; die südliche Mauer ließ sich nach Berichten der Arbeiter ergänzen. Das Innere lieferte keinen Estrich und nur spärliche Funde. Nördlich und westlich schlossen Tuffmauern mit 0,9 bzw. 1,05 m Breite an, die — großenteils ausgebrochen — nach Ansicht des Ausgräbers älter sein mußten und vielleicht bei der Anlage des kleinen Rechteckbaues überschnitten worden waren. Diese letzteren Mauern konnten nicht weit verfolgt werden; die westliche ging unvermittelt nach 1,6 m in eine Tuffsteinsetzung von nur noch 30 cm Breite über. Da die Mauern vielfach ausgebrochen waren, ließ sich ein sicheres Bild nicht gewinnen. Auch in dem zweiten Bau ließen sich kein Estrich oder Pflaster und keine Funde feststellen. Nach 11 m bog die Südmauer dieser westlichen Anlage in zuerst 1,4 m, dann 0,8 m Breite nach Norden ein. Unter dieser Ecke befand sich eine Grube, die zu einer wiederum älteren Bauperiode gehören mußte. An Funden wurden hauptsächlich aus der Umgebung dieser Grube geborgen: Scherben von Gebrauchsgeschirr und Sigillata, darunter solcher „aus der 1. Hälfte des 2. Jahrh.“, eine Fibel „mit kegelförmigem Kopf“, L. 7 cm (wohl kaum Rest einer spätrömischen Zwiebelknopffibel?), Fragmente einer kleinen Glasflasche, Scherben einer dunkelgrünen Glasschale, ein tordiertes Glasstäbchen, rätische Ware, Eisengegenstände, Lehmewurf und „schwarze Tonscherben mit Kammstrichmuster“, wohl Graphittonkeramik. Wo sich diese Funde z. Z. befinden, konnte im Mai 1956 nicht festgestellt werden.

1949 wurde bei weiter fortschreitendem Kiesabbau die Ecke eines Bauteiles mit Ziegelpflaster und verschiedenen Fundamentgräben ausgebrochener Mauern festgestellt. Aus 1950/51 geborgenen Scherben konnte in der Konservierungsanstalt des Landesamtes für Denkmalpflege eine Reibschale aus gelblich-braunem Ton mit rotem Rand ergänzt werden, die nach Form und Machart der mittleren Kaiserzeit (etwa 2. Jahrh. n. Chr.) angehören dürfte (Abb. 4, Inv. Nr. 2, 717 des Städt. Mus. Memmingen).

Der weitere Abbau der Kiesgrube legte 1953 erneut Mauerwerk frei und machte so Neuuntersuchungen notwendig, die vom Landesamt für Denkmalpflege (Oberwerkstr. E. Wünsch) vom 23. — 26. 3. 1954 durchgeführt wurden. Es konnte nur noch die NW-Ecke eines Tuffgebäudes mit einer Herdstelle aufgedeckt werden. Die 40—42 cm breite Mauer war aus Tuffsteinen mit Mörtel aufgeführt. Die Reste der etwa 10—15 cm in den gewachsenen Boden eingetieften Mauer waren bis zu einer Höhe von 40—45 cm erhalten. Im Innenraum der N-Ecke befand sich eine rechteckige Herdstelle von 70 × 100 cm; sie war mit Ziegelplatten belegt und an der S-Seite durch eine 30 cm starke Mauer, an der O-Seite mit senkrecht stehenden Ziegeln begrenzt. Etwa 2 m westl. des Hauses konnten noch 2 Gruben mit Ziegelschutt und einer 6—8 cm starken Lehmbrandschicht — wahrscheinlich zum Gebäude gehörige Keller — festgestellt werden. Die wenigen, kaum charakteristischen Funde deuten auf die mittlere Kaiserzeit. Suchschnitte unmittelbar westlich und nördlich erbrachten keine Siedlungsspuren. Dagegen lieferte ein ca. 50 m nördlich angelegter Abwasserkanal wiederholt Siedlungsspuren, wie Fundamentgräben,

Pfostenlöcher und Gruben, sowie außerdem ein weiteres Reihengrab des bereits bei Haus Nr. 69 angeschnittenen Friedhofes.

Die Deutung der Anlage macht nach dem bisherigen Wissensstand und bei dem Fehlen greifbarer Funde große Schwierigkeiten. Die Stärke der Mauern, besonders bei dem kleineren Rechteckbau von 1943 und bei der Anlage von 1929 und der Fund eines Antoninian des Probus (RIC 332 oder 651) 1930 im Kies aus der Gemeindegarten (Memminger Geschichtsblätter 1951, 10 Nr. 1) sowie anscheinend auch verschiedene Kleinfunde weisen auf die spätrömische Zeit hin. Dagegen stammt wohl der Großteil der Funde aus der mittleren Kaiserzeit. Auch ist der Zusammenhang, den die einzelnen ergrabenen Mauerzüge haben, nicht offensichtlich. Das zuletzt ergrabene Gebäude, das bis an den kleinen Rechteckbau reicht, scheint ein landwirtschaftliches Anwesen mit Hofraum und Nebengebäuden von jener wiederholt beobachteten einfachen Art mit der Herdstelle im NW zu sein. Die Stärke der Mauern macht einen Fachwerkbau wahrscheinlich. Weitere Ansiedlungen scheinen im 1. und 2. Jahrh. in der Nähe gelegen zu sein und auch in der Spätzeit war der Platz nicht verödet. Möglicherweise haben wir in allem die Reste der Wirtschaftsgebäude eines größeren Gutshofes zu sehen, dessen Hauptgebäude dann allerdings noch unbekannt geblieben wäre.

Bei Obermucken hat der Spürsinn unseres Mitarbeiters Hermann Zeller immer wieder an ein und derselben Stelle römische Scherben und Mörtelreste gefunden. Die Ergebnisse hat er im folgenden Fundbericht im Frühjahr 1938 zusammengestellt:

„Der Hof Obermucken befindet sich an der Straße Aitrach-

Lautrach bei der Stelle, wo die Landesgrenze Bayern—Württemberg das Illerufer verläßt, nördlich Schnall. Der südliche Teil des Hauses steht auf einer römischen Siedlung. An dieser Stelle zeigt das Gelände eine ganz flache Wölbung. Wie Funde beim Ackern zeigen, erstreckte sich die Siedlung bis an die bayerische Grenze, 200 m südlich vom Hof. 1938 habe ich einen kleinen Schnittgraben gezogen, wobei verschiedene Steinsetzungen aus Roll-, Tuff- und Nagelfluhsteinen zum Vorschein kamen. Ich stieß auch auf eine Herdstelle und eine Kiesschüttung. Zahlreiche Hypokaustziegel, Dach- und Mauerziegel kamen zum Vorschein, sogar Bruchstücke von Sigillata und Firnisware mit Andreaskreuzmuster ließen sich finden. Weitere Funde sind: ein eigenartiger bronzener Ohrlöffel (Abb. 5, Inv. Nr. 3, 1032 des Städt. Museums Memmingen), mehrere Scherben, zum Teil bemalt (rot), Nägel, Glas, Mörtelreste mit Freskorestern usw. Vor vielen Jahren wurde beim Bauen einer Scheune eine römische Münze gefunden. Unten an der Iller (rechts der Iller) wurde ein Bronzeschwert gefunden. Es wurde zusammengebogen und einem Münchener Museum übergeben.

Das Ergebnis ist folgendes: es dürfte sich hier um eine römische Villa handeln, die im Jahre 253 beim großen Alemannenturm zerstört wurde.“

In den beiden Fällen Amendingen und Obermucken handelt es sich wohl um römische Gutshöfe. Von römischen Mauern beim Weiler Hochstetten (Gem. Sontheim, Landkr. Memmingen) liegen bisher noch keine Fundberichte vor. Weitere römische Bauwerke sind somit bisher im Landkreis Memmingen noch nicht gefunden worden. (Fortsetzung folgt)

Aus Arbeiten zur Geschichte von Stadt und Landschaft

Zur Memminger Kunstgeschichte

A. Übersichtswerke

1. Alfred Stange, *Deutsche Malerei der Gotik, Bd. 4, Südwestdeutschland in der Zeit von 1400—1450* (Berlin 1951), 164 S., 228 Abb., darunter die Wandgemälde von Unser Frauen und St. Martin in Memmingen und Multschers Wurzacher Altar, der vermutlich für das Heiliggeisthospital in Memmingen gearbeitet war.

2. Adolf Feulner und Theodor Müller, *Geschichte der Deutschen Plastik, München* (Bruckmann) 1953, 655 Seiten und 523 Abb.

Dieses lang erwartete Werk, von zweien unserer bedeutendsten Plastik-Kenner geschrieben, umfaßt die Zeit von der Völkerwanderung bis zur Gegenwart, räumlich den Beitrag aller deutschen Stämme. Er ist aus genauester Kenntnis aller einschlägigen Literatur dieses riesigen Gebietes, aber mit souveränem Überblick, unter steter Heraushebung führender Gesichtspunkte geschrieben. Die schwäbische Plastik erhält dabei den ihr zukommenden Platz. Memmingen rückt in der Spätgotik mit Hans Herlin, dem Meister des Memminger Chorgestühls, und mit Ivo Strigel ins Licht. Auch der „Meister von Ottobeuren“ gehört in diesen Zusammenhang. Im 17. Jahrhundert steuert in unserer Gegend Christoph Rodt mit dem Hochaltar für die Pfarrkirche von Illertissen zum Gesamtbild der barocken Plastik bei, im 18. die in Ottobeuren tätigen Meister Joh. Michael Feichtmayer und Josef Christian. Die ausgezeichneten, teilweise farbigen Abbildungen seien besonders hervorgehoben.

3. Norbert Lieb, *Barockkirchen zwischen Donau und Alpen. Aufnahmen von Max Hirmer, München* (Hirmer-Verlag) 1953, 176 Seiten, 172 Bildseiten.

Auch dieses Werk umspannt einen wesentlich weiteren Rahmen, als er für lokalgeschichtliche Forschungen einschlägig wäre. Aus unserm Gebiet wird in erster Linie Ottobeuren eingehend behandelt, wobei auch die für die Baugeschichte wichtigen Grundrißentwürfe in ihren verschiedenen Stadien abgebildet und besprochen werden. Übersichtliche Zusammenstellungen von Baugeschichte und Künstlerœuvre bereichern das aus ge-

nauer Kenntnis des umfangreichen Materials schöpfende Werk. Vorzügliche Aufnahmen aller bedeutenderen Kirchen zwischen Iller und Inn illustrieren den Text.

4. Alois Wohlhaupt, *Die Brüder Hans Adam und Josef Dossenberger. Herausgegeben von Norbert Lieb* (München 1950), 80 Seiten Text mit 18 Abbildungen.

Es handelt sich um zwei Baumeister des Spätbarocks, Schüler von Dominikus Zimmermann, die im Raum zwischen Lech und Iller eine Reihe ansehnlicher Landkirchen und manchen schönen Profanbau errichtet haben. Nach Süden reicht ihre Tätigkeit bis in die Gegend von Illertissen; in der vorliegenden Studie fällt aber auch auf unsere nähere Heimat manch vergleichender Seitenblick. Wertvoll sind ebenso die ergänzenden Anmerkungen von Lieb, besonders über die Bautätigkeit Simpert Kramers in der näheren Umgebung von Memmingen.

B. Einzelprobleme

1. Kunstwerke für die Patrizierfamilie Funk

Ein Zweig der aus Schwäbisch-Gmünd stammenden Patrizierfamilie Funk hat sich im 15. Jahrhundert in Memmingen niedergelassen. 1462 werden Johann und Andreas Funk ins Memminger Patriziat aufgenommen. 1470 stiften sie eine Kapelle in der St. Martinskirche (Südostkapelle). Zwei weitere Stiftungen der Familie, Gemälde von Bernhard Strigel, sind in jüngster Zeit von der kunstgeschichtlichen Forschung näher beleuchtet worden. Julius Baum behandelt im Jahresbericht 1949 des Museumsvereins Schaffhausen die sogenannte Funkische Tafel, ein Breitbild, ehemals Predella eines Altars oder ein Epitaph, auf dem eine betende Familie, ein Elternpaar mit 12 Kindern, dargestellt ist, von denen 4 Knaben und 4 Mädchen in weißer Gewandung als bereits gestorben charakterisiert sind. Das Gemälde befindet sich jetzt im Museum zu Schaffhausen. Aus den beigegebenen Wappen und dem Stilcharakter des Bildes, der auf das frühe 16. Jahrhundert hinweist, läßt sich als Stifter dieses Bildes Hans Funk d. J. nachweisen, der noch kurz vor seinem Tod 1513 zusammen mit seinem Augsburgener Vetter Melchior Funk eine Ewige Messe in die Funkenkapelle stiftete. Derselbe

Hans Funk d. J. war nach den Ausführungen von Alfred Schädler im Münchner Jahrbuch der bildenden Kunst 1954 auch der Stifter eines Diptychons, das ebenfalls von Bernhard Strigel stammt. Dieses Diptychon, Madonna mit anbetendem Stifter, war lange Zeit in zwei Teile getrennt, die erst kürzlich durch Buchner als zusammengehörig erkannt und wieder vereinigt wurden. Während die schöne Madonna mit dem Kind, ein Werk des ausgehenden 15. Jahrhunderts, schon seit langem der Alten Pinakothek angehörte, war das Stifterbildnis aus Privatbesitz in den Kunsthandel gelangt. Der Dargestellte galt als der Patrizier Johann Lupin. Schädler konnte nun diese Deutung als irrig nachweisen. Aus der großen Ähnlichkeit dieses Männerbildes mit dem Hans Funks auf der Schaffhausener Tafel zieht er den Schluß, daß Funk auch der Auftraggeber für das Münchner Diptychon war.

Ein Bruder dieses Hans Funk, der in Memmingen eine Reihe öffentlicher Ämter versah, war *Andreas Funk*, der schon 1506 starb. Dessen schöner Rotmarmorgrabstein mit dem Funkwappen, einem steigenden Löwen mit bärtigem Königskopf, zierte noch heute die Funkkapelle in St. Martin. Er ist möglicherweise ein Werk von Hans Herlin. — Der andere Bruder, *Alexius Funk*, war Bürgermeister in Wiener Neustadt und starb, als er von dort wegen der Pest geflohen war, in Memmingen 1521. Sein Grabmal, ein etwas abgetretener heraldischer Stein mit dem Allianzwappen der Funk und der Stainer von Wiener Neustadt, steht im Chor von St. Martin. Über seine Frau Margarete Stainer war Alexius Funk mit dem Humanisten und Ratgeber des Kaisers, Dr. Johann Cuspinian in Wien verwandt, den Bernhard Strigel mit seiner Familie porträtiert hat, als er in Wien war. Diesem einflußreichen Mann verdankte Strigel wohl auch die verschiedenen Bildnisaufträge, die er für den kaiserlichen Hof auszuführen hatte. Diese Zusammenhänge behandelt Hans Ankiewicz von Kleehoven erneut in einem Aufsatz in „Unsere Heimat“, Wien 1955.

2. Niklas Tüding aus Memmingen.

In der Festschrift zum 70. Geburtstag Weingartners (Schlern-Schriften 139), Innsbruck 1955, behandelt Otto v. Lutterotti die Frage nach dem Meister des „Goldenen Dachls“ in Innsbruck. Dieses Wahrzeichen der Stadt, ein Prunkerker köstlichster architektonischer und dekorativer Bildung, ist von Kaiser Maximilian im Jahre 1500 am „Neuen Hof“ errichtet worden. Über die ausführenden Meister bestand lange Zeit Unsicherheit und Uneinigkeit. Ein Wappenstein im Netzgewölbe des Erkers erwies sich nun als identisch mit dem Wappensiegel auf einem Soldrevers des *Niklas Tüding* von 1497. Damit war der Name des ausführenden Meisters bestimmt.

Archivalische Forschungen von Hörtnagel, Fischner, Lutterotti und anderen konnten den Niklas Tüding als bedeutenden Baumeister in Innsbruck nachweisen, der 1468 zum erstenmal in den Urkunden erscheint (Zins für eine Hofstatt) und später für den kaiserlichen Hof tätig ist. In seiner Eigenschaft als königlicher Werkmeister führt er eine Reihe wichtiger Bauten aus und wird auch wiederholt auf Inspektionsreisen geschickt. 1509 reitet er zum Kaiser nach Augsburg und bespricht Pläne von Bauten in der Hofburg zu Innsbruck. 1488 hat er von seiner Frau Margret Rüster, die 1512 stirbt, drei erwachsene Kinder. Niklas Tüding ist 1517/18 gestorben, auf seinem nicht mehr erhaltenen Grabstein war er „römisch kaiserlicher Majestät oberster Werkmeister“ genannt. Er hinterließ neben anderen Kindern einen Sohn Gregor, der ebenfalls Steinmetz- und Baumeister war und bis 1543 lebte. Niklas Tüding d. J., ein Enkel des älteren Niklas, hat die Hofkirche in Innsbruck erbaut.

Lutterotti führt nun den Nachweis, daß diese bedeutende Steinmetz- und Werkmeisterfamilie aus Memmingen kam. Bereits 1473 wird in einer Innsbrucker Urkunde als Zeuge ein „Klaus werkmaister von Memmingen“ genannt, der in der Folge als Steinmetz, Hofmeister oder Werkmeister aufgeführt wird. Lutterotti zieht den Schluß, daß Niklas Tüding d. Ä. von Memmingen der ausführende Meister des Goldenen Dachls war, sowohl der eleganten Architektur wie der höchst lebendi-

gen Steinreliefs, unter denen besonders die Moriskentänzer hervorragen.

Leider befinden sich in Memmingen keine Spuren der Tüding. Der Name erscheint nicht in den Urkunden. 1439 wird zwar unter „Städtischen Dienstleuten“ ein Matthias Deuring aufgeführt, der in einem Versöhnungsbrief vorkommt. Der Zeit nach könnte es sich um den Vater des Niklas Tüding handeln. Als dieser nach Innsbruck kam, hatte er bereits drei Kinder, er dürfte also schon um 1440/45 geboren sein. Aus dem Stil des Goldenen Dachls läßt sich jedoch keine Schulung oder eine längere Tätigkeit des Meisters in Memmingen erschließen. Es gibt weder für sein architektonisches Schaffen noch für seinen bildhauerischen Stil irgendwelche Parallelen oder Vorstufen im Memminger Bereich. Seine Kunst scheint vielmehr in ihrer reizvollen Eigenart aus der Tiroler Landschaft erwachsen zu sein.

3. Martin Lebzelter von Memmingen.

Künstlerisch von geringerer Bedeutung ist ein anderer Meister der Zeit um 1500, der offenbar von Memmingen kommend sich in der Fremde ansiedelte, der *Bildhauer Martin Lebzelter*. Wir wissen nicht viel von ihm. 1491 läßt er sich in Basel nieder, erwirbt 1492 das Bürgerrecht und unterhält dort eine Werkstatt bis zu seinem Tode 1519/20. In den Basler Urkunden wird er öfters als „von Ulm“ bezeichnet, einmal 1497 aber als „von Memmingen“. Martin Lebzelter ist vermutlich ein Sohn des Ulmer Bildhauers Paulin Lebzelter. Dort wird er gelernt haben, in Memmingen hat er sich wohl nur kürzere Zeit aufgehalten. Jedenfalls läßt sich bei seinen Werken wohl ein ulmischer, aber kein Memminger Einschlag feststellen. Was uns von seinen Arbeiten erhalten blieb, hat Annie Kaufmann-Hagenbach in einer Basler Dissertation von 1952, „Die Basler Plastik des 15. und frühen 16. Jahrhunderts“, zusammengestellt. Urkundlich steht fest, daß Martin Lebzelter 1508 den Auftrag für den Hochaltar der Marcellus-Kirche in Delsberg (Délémont) erhielt, der 1511 geliefert wurde. Von diesem 1706 abgebrochenen Altar sind noch die großen Statuen eines hl. Laurentius und hl. Andreas vorhanden, die ulmische Tradition in handwerklicher Vergrößerung pflegen. Seit die beiden Figuren von ihrer neuen Bemalung befreit wurden, haben sie wesentlich gewonnen.

Fortgeschrittener im Sinne der Zeit, von anderm Stil und ungleich höherer Qualität ist die große Sitzfigur eines hl. Marcellus in der Stadtkirche zu Delsberg, die vom gleichen Altar stammt. Als beste Leistung des Gesamtwerks kann sie wohl als eigenhändige Arbeit des Meisters gelten. Ein im Archiv zu Delsberg erhaltener Altarriß für St. Marcellus aus der Zeit um 1510 zeigt im Schrein wie im oberen Aufbau andere Figuren und ist auch stilistisch abweichend, er wird also wohl nichts mit Lebzelter zu tun haben. Dagegen sind hölzerne Schlußsteinscheiben mit figürlichen Darstellungen in St. Leonhard in Basel für ihn urkundlich bezeugt. Innerhalb des gesamten Kunstschaffens Basler Bildhauer nimmt der schwäbische Meister eine beachtliche, aber keine hervorragende Stellung ein.

4. Hans Strigels d. Ä. Beziehungen zu Multscher.

Die überragende Persönlichkeit des Ulmer Bildhauers Hans Multscher hat seit den dreißiger Jahren des 15. Jahrhunderts auf die Schnitzer des schwäbischen Raums einen nachhaltigen Einfluß ausgeübt. Auch die plastischen Schöpfungen aus der Werkstatt Hans Strigels d. Ä. sind ohne diese Anregungen nicht zu denken. Neuerdings hat Alfred Schädler in einer sehr sorgfältig gearbeiteten Münchner Dissertation über „Die Frühwerke Hans Multschers“, die jetzt in der Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte XIV (1955) mit 27 Abbildungen veröffentlicht wurde, diese Einflüsse des Ulmer Meisters wieder hervorgehoben und dabei auch den Umfang der Tätigkeit des bei Strigel d. Ä. arbeitenden Schnitzers skizziert, der 1438 die Figuren des Berghofener Altars gefertigt hat. Neben einer Anna Selbdritt in Haldenwang und einer hl. Dorothea in der Fürstl. Sammlung zu Sigmaringen (denen noch der Auferstandene Christus im Museum in Memmingen anzuschließen wäre) beansprucht er mit Recht die reizende sitzende Madonna in

Klosterwald (Hohenzollern) und die große stehende Muttergottes in Schussenried für den Schnitzer des Berghofener Altars. Auch Schädlers Datierung, die das Bildwerk von Klosterwald um 1440 und die Schussenrieder Madonna ins 5. Jahrzehnt setzt, wird man folgen können. Diese Feststellungen bedürfen besonderer Betonung, weil eine kurz vorher erschienene Arbeit von Manfred Schröder über „Das plastische Werk Multschers in seiner chronologischen Entwicklung“ (Tübingen 1955) zwar auch den Einfluß Multschers auf die Plastik der Strigelwerkstatt hervorhebt, im einzelnen aber zu andern Ergebnissen kommt. Schröder schreibt die Madonna von Klosterwald Multscher selbst zu und setzt die Madonna von Schussenried als Strigelwerk in die Zeit vor dem Berghofener Altar von 1438. Dieser Ansicht wird man sich nicht anschließen können. Dagegen rückt Schröder mit Recht die kleine Madonna in Oberroth in die nächste Umgebung der Figuren des Strigelaltars von Zell von 1442. (Auch die Heiligen Barbara und Katharina [diese ohne Attribut] aus der ehem. Sammlung Diehl bei Dr. Griebert in Meersburg gehören hierher.) Der Altar von Oberstadion von 1458 dagegen dürfte eine Parallelerscheinung zu Zell aus anderer Werkstatt sein.

Die *Malereien* Hans Strigels d. Ä. hat Alfred Stange im 4. Band seiner „Deutschen Malerei der Gotik“ schon 1951 gewürdigt.
Gertrud Otto

5. Verstreute Zeitschriften-Aufsätze

a) Zu Memmingen:

Baum, Julius, Die Zehngebote- und Tafel des Johann Krafft im Museum zu Allerheiligen, Schaffhausen, in: Schaffhauser Beiträge 21, 1944, S. 214—223 (Steinätzung des Joh. Krafft in Memmingen 1588).

Walter Braun, Grabungen in der Kreuzherrnkirche zu Memmingen, in: Das Münster I, 1947/48, S. 110 f.

Peter Lory, Matthias Stiller von Ettringen, der Stukkator der Kreuzherrnkirche zu Memmingen, in: Das Münster I, 1947/48, S. 303 f., 2 Abb.

H. H. Bockwitz, Das älteste Autorenbildnis in einem Druckwerk, in: Das Buchgewerbe I, 1946, S. 76. 1479 Mailanddruck von U. Seinenzeller und L. Pachel, Bildnis Attavanti, Kopie 1486 Memmingen, A. Kunne.

Gertrud Otto, Altarwerke von Ivo Strigel, in: Zeitschrift für schweizer. Archäologie und Kunstgeschichte 10. Jahrg. 1948/49, S. 57—63, mit 8 Tafeln.

Gertrud Otto, Das Schutzmantelbild in der Kinderlehrkirche zu Memmingen, in: Das schöne Allgäu, 12. Jahrg. 1949, S. 11, mit 1 Abb.

b) Zu Buxheim:

Duffy, A. R.: A note on the baroque choir — stalls from the Carthusian monastery of Buxheim, Bavaria, now in the chapel of St. Saviour's hospital, Osnaburgh Street, London. In: Archaeological Journal 105, 1948, London.

c) Zu Ottobeuren:

Ulf Huber, Die Zusammenarbeit des Joseph Christian und des Joh. Mich. Feichtmayer in Zwiefalten und Ottobeuren. Phil. Diss., Tübingen 1949 (Mskr.).

Joseph Wörsching, Die berühmten Orgelwerke der Abtei Ottobeuren, erbaut 1754—66. Mainz, Rheingoldverlag o. J. (um 1941), 22 S., 7 Abb.

Werner Lottermoser, Elektroakustische Messungen an berühmten Barockorgeln Oberschwabens, in: Zeitschrift für Naturforschung 1948 (Orgeln von Riepp in Ottobeuren und Holzhay in Obermarchtal).

G. O.

Zur Geschichte der Memminger Meistersinger

The Meisterschule at Memmingen and its „Kurtze entwerfung“ by Clair Hayden Bell, University of California Publications in Modern Philology 1952.

Die „Kurtze Entwerfung“, in Stuttgart 1660 gedruckt, gibt sich als eine Veröffentlichung der Memminger Meistersinger-gesellschaft. Der Verfasser ist wahrscheinlich der Memminger Bürger M. Michael Schuester, Pfarrer zu Haupersbronn, der selbst nicht Meistersinger war. Die „Kurtze Entwerfung“ empfiehlt die Übernahme der Opitzschen Metrik und fordert damit Übereinstimmung des Versrhythmus mit der natürlichen Prosabetonung.

Der Verfasser der vorliegenden Schrift, Clair H. Bell, zeigt nun an Hand von Beispielen, daß im Meistergesang vor Opitz Tonbeugungen eher die Regel als die Ausnahme waren. Er erklärt dies damit, daß die Haupttätigkeit der Meistersinger darin bestanden habe, zu bekannten Melodien neue Texte zu

dichten (Andr. Heusler). Während bisher die Meinung verbreitet war, die Memminger Meistersinger hätten als erste die Opitzsche Reform übernommen, zeigt Bell, daß dies nicht der Fall ist. Erst 1722, als sich die Opitzsche Reform schon in ganz Deutschland durchgesetzt hat, wird das erste Meisterlied dieser Art in das Stammbuch der Memminger Meistersinger eingetragen.

Die kurze Abhandlung enthält im Anhang die Fotokopie der „Kurtzen Entwerfung“ und Bilder aus dem Stammbuch der Memminger Meistersinger. Es ist für die deutsche Forschung und in diesem Fall für die Memminger Geschichtsforschung eine dankenswerte und erfreuliche Tatsache, daß sich auch eine amerikanische Universität um solche Fragen kümmert. Der Verfasser ist schon früher mit einem umfangreichen Werk aus demselben Spezialgebiet hervorgetreten: Georg Hager, A Meistersinger of Nürnberg (1552—1634), ebenfalls unter den University of California Publications.

L. v. Ammon

Das Bild am Titel zeigt St. Martinskirche und Hermansbau in Memmingen; Federzeichnung von Otto Schlosser.

Schriftleitung: Walter Braun, Memmingen, Marktplatz 1/III. — Druck: Memminger Zeitung, Verlagsdruckerei GmbH